

Liturgie und Kultur

Zum Inhalt:

Die Perikopenrevision beschäftigt in diesem Jahr zahlreiche Kirchenvorsteher(innen) und Pfarrer(innen), in deren Gemeinden die Ordnung der Lese- und Predigttexte in diesem Jahr erprobt wird. Das vorliegende Heft enthält verschiedene Betrachtungsweisen aus den unterschiedlichsten kirchlichen Handlungsfeldern zur revidierten Perikopenrevision und vermittelt allen, die sich mit dieser Thematik beschäftigen, neue Impulse und weiterführende Gedanken.

Darüber hinaus werden zwei kirchenhistorisch bedeutende Personen gewürdigt, deren Todestage sich in diesem Jahr runden: Auf den am 6. Juli 1415 in Konstanz hingerichteten Jan Hus und auf den am 4. September 1965 in Lambaréné verstorbenen Albert Schweitzer.

2-2015



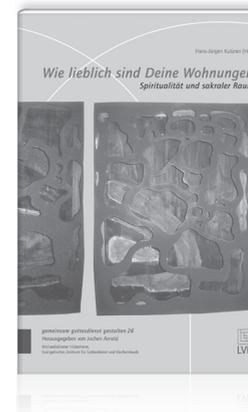
Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Die Perikopenrevision in der Diskussion

Die Perikopenrevision in der Diskussion



Kirchenshop-Online.de
Das Medienwerk



Gottesdienste finden nicht im luftleeren Raum statt. Kanzel und Toraschrein, Orgel und Taufbecken, Ikonen, Paramente und Altäre – sie geben Worten und Klängen den nötigen Rahmen und sind selbst Bestandteil der Liturgie. Mit den Augen des Glaubens gesehen, laden sie ein zur Kontemplation. In diesem hochwertig ausgestatteten Bildband werden verschiedene Gotteshäuser aus unterschiedlichen Stilepochen und deren Ausstattung dargestellt. Die Texte laden zu einer spirituellen Reise ein.

Hans-Jürgen Kutzner (Hg.)

Wie lieblich sind Deine Wohnungen
Spiritualität und sakraler Raum
gemeinsam gottesdienst gestalten 26
ca. 144 Seiten, gebunden, ca. € 22,90

ISBN 978-3-78591178-5, Lutherisches Verlagshaus

erscheint im
September
2015



Vom Einschulungsgottesdienst bis zur Abiturientenentlassung gibt es zahlreiche Anlässe für religiöse Schulfeiern: Die Feste im Jahreskreis zählen ebenso dazu wie das gemeinsame Gebet nach bewegenden Ereignissen.

Wie diese Feiern und Versammlungen gelingen können im Miteinander unterschiedlicher Glaubensrichtungen und Religionen, zeigt der vorliegende Band.

Jochen Arnold, Friedhelm Kraft,
Silke Leonhard, Peter Noß-Kolbe (Hg.)

Gottesdienste und religiöse
Feiern in der Schule
gemeinsam gottesdienst gestalten 27
ca. 400 Seiten, gebunden, ca. € 29,90

ISBN 978-3-7859-1194-5, Lutherisches Verlagshaus

erscheint im
September
2015

bestellung@kirchenshop-online.de  www.kirchenshop-online.de

Liturgie und Kultur

LLK

Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Die Perikopenrevision in der Diskussion

LITURGIE UND KULTUR

6. Jahrgang 2-2015
ISSN 2190-1600

Herausgegeben von:

KRISTIAN FECHTNER

STEPHAN GOLDSCHMIDT

THOMAS KLIE

MICHAEL MEYER-BLANCK

KLAUS RASCHZOK

MARCELL SASS

HELMUT SCHWIER

ULRIKE WAGNER-RAU

ULRICH WÜSTENBERG

Redakteur dieses Heftes:

STEPHAN GOLDSCHMIDT

Satz:

STEFFEN FUCHS

Namentlich ausgenannte Beiträger werden von den Autoren verantwortet und gebühren nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

Editorial	4
STEPHAN GOLDSCHMIDT	

THEMA

Dem Wort trauen	6
------------------------------	---

Eine Zwischenbilanz zur Erprobung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte

KATHRIN OXEN

Endlich anders?!	11
-------------------------------	----

Mit dem Erprobungsentwurf durch Westfalen
– ein Erfahrungsbericht

GU DRUN MAWICK

Randbemerkungen zur Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte	15
--	----

ANDREAS POSCHMANN

Der Lockruf des Geliebten	20
--	----

Zur Predigt über Hld 2, 8-13, am 2. Advent

ALEXANDRA DIERKS

Nicht nur leere Worte!	25
-------------------------------------	----

Die Perikopenrevision als Chance für Auftrag und Sendung der Gemeinden

KERSTIN OFFERMANN

Die Relevanz der Perikopenrevision für die Jugendarbeit	29
--	----

BERND WILDERMUTH

Die Perikopenordnung und der Plan für den Kinder-gottesdienst – Gemeinsamkeiten und Unterschiede	35
---	----

KIRSTI GREIER UND KERSTIN OTHMER-HAAKE

Der neue Wochenliedplan und die gemeindliche Praxis	38
--	----

BEATE BESSER

PRAXIS

Der Liebste kommt	44
--------------------------------	----

Predigt zu Hohelied 2,8-13

KLAUS EULENBERGER

König Baum	49
-------------------------	----

Predigt zu Ezechiel 17,22-24

KATHRIN OXEN

IMPULSE

- „Wir sind alle Hussiten, ohne es zu wissen“ – zum Tod von Jan Hus** 52
MARTIN KEßLER
- Ästhetik statt Geschichte** 65
Albert Schweitzer, Bach und das wahre Wesen der Orgel
STEPHAN A. REINKE

LITERATUR

- Luca Baschera:**
Die reformierte Liturgik August Ebrards (1818-1888) 71
Entstehung, Gestalt und heutige Relevanz
MICHAEL MEYER-BLANCK
- Alexander Deeg / Christian Lehnert (Hg.):**
„Wir glauben das Neue“ 72
Liturgie und Liturgiewissenschaft unter dem Einfluss der
völkischen Bewegung
CHRISTIAN PLATE
- Stephan A. Reinke (Hg.):**
Werkbuch Musik im Gottesdienst 74
MARTIN-CHRISTIAN MAUTNER
- Johann Benedikt Carpov:**
**Hodegeticum brevibus aphorismis pro collegio
concionatorio conceptum** 76
Ein Wegweiser für Prediger in Leitsätzen, Lateinisch Deutsch.
Eingeleitet, übersetzt und herausgegeben von Reiner Preul
MICHAEL MEYER-BLANCK
- Friedrich Schweitzer:**
Interreligiöse Bildung 77
Religiöse Vielfalt als religionspädagogische Herausforderung
und Chance
MICHAEL MEYER-BLANCK
- Autorinnen und Autoren dieses Heftes** 79

LITURGIE UND KULTUR wird kostenlos abgegeben. Es wird jedoch eine Beteiligung an den Druckkosten in Höhe von 12,00€/Jahr (bzw. 4,50€/Heft) gebeten:

Ev. Bank eG
BLZ: 520 604 10
Konto Nr.: 660 000
IBAN: DE05 5206 0410 0000
6600 00
BIC: GENODEF1EK1
Verwendungszweck:
AO 6201010202 LuK

Korrespondenz, Manuskripte und Rezensionsexemplare, deren Publikation bzw. Besprechung vorbehalten bleibt, bitte an:

Geschäftsstelle der Liturgischen Konferenz (LK)
c/o Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover
Tel. 0511 2796-214
E-Mail: lk@ekd.de
www.liturgische-konferenz.de

Editorial

Der Teufel steckt bekanntlich im Detail. Dass es aufs Detail ankommt, gilt auch für die neue Perikopenordnung, die nach jahrelanger Arbeit gegenwärtig EKD-weit in zahlreichen Gemeinden erprobt wird. Bei der Wahl passender gottesdienstlicher Predigt- und Lesungstexte muss natürlich manche Detailfrage ausdiskutiert werden, allerdings erscheint es bei der für die evangelische Identität zentralen Arbeit an den Perikopen angemessen, nicht nur auf den sprichwörtlichen Detail-Teufel, sondern mehr noch auf den Heiligen Geist zu vertrauen.

Wer sich mit dem schwer in der Hand liegenden Entwurf der neuen Perikopenordnung auseinandersetzt, wird schnell auf gravierende Änderungen aufmerksam, die nun vorgeschlagen werden: die deutliche Vermehrung des Anteils alttestamentlicher Texte, die Durchmischung der Predigttextreihen, die Änderungen in der Epiphania- und Vorfastenzeit und den neuen Wochenliedplan. Andere Neuerungen fallen erst auf den zweiten Blick auf, wenn die Ordnung ein Jahr lang Sonntag für Sonntag erprobt wird. Im vorliegenden Heft wird die revidierte Perikopenordnung aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet und mag für die, die in diesem Jahr diese Ordnung erproben, anregende Impulse und weiterführende Gedanken bereitstellen. Einen ersten Überblick über die Revision bietet Kathrin Oxen, Leiterin des Zentrums für evangelische Predigtkultur, das für die Zeit der Erprobung kreative Predigthilfen oder auch Musterpredigten zur Verfügung stellt. Ihr Beitrag spiegelt die Freude an Predigten über bisher nicht zur Perikopenordnung gehörende Texte. Die darüber hinaus formulierten Prognosen, wo positive Rückmeldungen erwartet werden können, sind ein erstes wichtiges Indiz, dass Neuerungen mehrheitlich begrüßt und durchaus noch ausgeweitet werden dürften.

Aus dem Blickwinkel der Beratungspraxis gibt Gudrun Mawick einen stärker den ganzen Gottesdienst betreffenden Überblick über die Neuerungen sowie über die Fülle dessen, was zur Perikopenrevision gehört. Auch der Artikel von Andreas Poschmann vom Deutschen Liturgischen Institut in Trier ist eher überblicksartig gehalten. Er wirft aus der Perspektive der katholischen Liturgiewissenschaft quasi einen Blick von außen auf das Perikopensystem und vergleicht es mit der katholischen Praxis, insbesondere mit der Leseordnung des *Ordo Lectionum Missae*. Interessant ist, dass er darüber hinaus schon über die zukünftige Gestaltung nachdenkt und auf die positive Erfahrung mit dem Abdruck der Lesetexte in sog. Sinnzeilen hinweist, die bei der Arbeit an Perikopenbuch und Lektionar gegenwärtig bedacht wird.

Im Anschluss an diese beiden überblicksartigen Artikel schildert Alexandra Dierks ihre Erfahrungen als Predigerin mit einem eher ungewöhnlichen Predigttext aus dem Hohenlied, der für den zweiten Advent neu vorgeschlagen wird. Ihre Vorschläge über den hermeneutisch angemessenen Umgang mit dieser alttestamentlichen Liebeslyrik lassen ahnen, dass eine Ordnung von Lese- und Predigttexten nicht mit einem durchgängigen hermeneutischen Modell auskommen kann, sondern geradezu mit verschiedenen hermeneutischen Ansätzen spielen muss. Ihr Beitrag wird im Praxisteil des Heftes ergänzt um zwei Adventspredigten, von denen eine als Textgrundlage ebenfalls die liebeshungrigen Verse aus dem Hohenlied besitzt. In dieser wählt Klaus Eulenberger

allerdings einen anderen hermeneutischen Zugang zu diesem Text. In seiner Predigt – wie auch in der von Kathrin Oxen – wird deutlich, wie stark die geprägten Zeiten des Kirchenjahres Einfluss auf die Auslegung der Texte haben und wie stark das Kirchenjahr bei der Arbeit des Perikopenmachens als Hintergrund berücksichtigt werden muss.

Anschließend kommen Vertreterinnen und Vertreter verschiedener kirchlicher Arbeitsfelder zu Wort, die aus ihrer jeweiligen Perspektive die Revision der Perikopenordnung beurteilen. Kerstin Offermann würdigt die geleistete Arbeit als AMD-Referentin für bibelmissionarische Impulse. Sie nimmt erfreut wahr, dass die Fülle der biblischen Überlieferung stärker ausgeschöpft wird als bisher und erhofft sich dadurch Impulse für die Gemeindegottesdienstarbeit und die persönliche Frömmigkeit. Bernd Wildermuth wirft aus der Sicht der evangelischen Jugendarbeit einen Blick auf die revidierte Ordnung der Predigt- und Lesetexte und kommt zu dem zunächst ernüchternden Ergebnis, dass in den i. d. R. thematisch ausgerichteten Jugendgottesdiensten die Perikopenordnung keine Rolle spielt. Allerdings benennt er zwei Ausnahmen, durch die die Jugendgottesdienste mit den Gemeindegottesdiensten am Sonntagvormittag verknüpft werden können: Die Themenfelder im dritten Teil der Ordnung und den neuen Wochenliedplan, in dem auch Lieder auftauchen, die in den Jugendgottesdiensten gern gesungen werden. Darüber hinaus weist er als weitere Gemeinsamkeit darauf hin, dass es sowohl im Gemeinde- als auch im Jugendgottesdienst darauf ankommen muss, die Lebenswelt mit der biblisch-theologischen Tradition zu verknüpfen, wobei im ersten Fall der Weg auf der Seite der biblischen Texte beginnt und im zweiten Fall auf der Seite der lebensweltlichen Themen. Kirsti Greier und Kerstin Othmer-Haake bringen die Perspektive des Kindergottesdienstes ein, und plädieren dafür, an dem bewährten Nebeneinander von Perikopenordnung und Kindergottesdienstplan festzuhalten. Und schließlich blickt Beate Besser aus der Sicht einer profilierten Kirchenmusikerin auf einen Teil der revidierten Perikopenordnung, bei dem es mit einer moderaten Revision nicht getan ist: den Wochenliedplan. Hier werden größere Eingriffe vorgeschlagen als bei den Lesungs- und Predigttexten.

Neben der Perikopenordnung werden in dem vorliegenden Heft zwei kirchenhistorisch bedeutende Personen gewürdigt, die in diesem Jahr besondere Beachtung verdienen und deren Todestage sich runden: Der am 6. Juli 1415 in Konstanz hingerichtete Jan Hus und der am 4. September 1965 in Lambaréné verstorbene Albert Schweitzer. Der Kirchenhistoriker Martin Keßler wirft einen interessanten Blick auf den gemeinhin als Vorreformer bekannten Prager Theologen und revidiert sein zu holzschnittartiges Bild in der Kirchen- und Säkulargeschichte an entscheidenden Stellen. Im Blick auf das bevorstehende Reformationsjubiläum mag die Analyse von Luthers Wandel im Verständnis des in Konstanz Hingerichteten interessant sein. Nach der Lektüre von Hus-Schriften kommt Luther 1520 zu der Einschätzung: „Ohne es bislang geahnt zu haben, habe ich den ganzen Johannes Hus gelehrt und vertreten... Kurz: Wir sind alle Hussiten, ohne es zu wissen.“ Stephan A. Reinke stellt als Musikwissenschaftler Albert Schweitzers Bedeutung als Orgelfachmann und Bachinterpret dar und würdigt damit eine der vielseitigsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts.

Dem Wort trauen

Eine Zwischenbilanz zur Erprobung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte

KATHRIN OXEN

Die Überarbeitung der „Ordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte“ ist keineswegs ein binnenkirchliches Spezialthema für Liturgie-Enthusiasten, wie Kritiker der Revisionsbemühungen gelegentlich meinen. Die Frage, welche Texte im Gottesdienst laut werden und der Predigt zugrunde liegen sollen, ist von hoher theologischer und liturgischer Relevanz und für das gottesdienstliche Leben der Kirche prägend. Dies haben die Leitungsorgane der EKD, UEK und VELKD in bemerkenswerter Einmütigkeit erkannt und seit 2010 mit der Arbeit an einer Revision der „Ordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte“, kurz „Perikopenrevision“, begonnen.¹

Eine erste Erprobung von Teilen der revidierten Ordnung fand im Advent 2012 mit den Adventsproprien statt, eine weitere in der Trinitatiszeit 2013, während der auch die neuen Proprien für den 10. Sonntag nach Trinitatis, den Israelsonntag, erprobt wurden. Seit November 2014 liegt nun das umfangreiche Erprobungslektionar² vor, das vor dem Beginn des Kirchenjahres 2014/2015 den Landeskirchen zugänglich gemacht wurde. Die Erprobung innerhalb der Landeskirchen, die in der Regel einzelne neu geordnete Reihen erprobt, wird die Grundlage für die Voten zum Entwurf aus den Landeskirchen bilden. Auch die Möglichkeit individueller Rückmeldungen zum Gesamtentwurf ist mit Hilfe eines Internetportals (www.perikopenrevision.de) gegeben.

Das Zentrum für evangelische Predigtkultur (ZfP) unterstützt die Bemühungen um die Perikopenrevision vom Beginn der Erprobung an durch Veröffentlichung von Predigthilfen. Zu den kleineren Erprobungsphasen erschien die vom ZfP herausgegebene Predigthilfe „StichWort“. Mit der Veröffentlichung des Erprobungslektionars ging im November 2014 die Internetseite www.stichwortp.de online, die in Zusammenarbeit mit allen namhaften Herausgebern von Predigthilfen in Deutschland Meditationen oder fertige Predigten zu den etwa 110 neu in die Perikopenordnung aufgenommenen biblischen Texten zur Verfügung stellt.

Aufgrund dieses sehr praxisrelevanten Zugangs des ZfP zum großen Unternehmen „Perikopenrevision“ und vor allem auch durch die intensiven Diskussionen über die neuen Predigttexte in der *facebook*-Gruppe des Zentrums für ev. Predigtkultur ist es möglich, schon etwa zur Halbzeit des Vorhabens und lange vor den „offiziellen“ Ergebnissen aus den Rückmeldungen zur Erprobung eine Zwischenbilanz zu ziehen. Diese wird sich, wie zu zeigen sein wird, allerdings eher auf die allgemeinen Rückmeldungen

1 Vgl. den Tagungsband Kirchenamt der EKD/Amt der UEK/Amt der VELKD (Hg.), Auf dem Weg zur Perikopenrevision. Dokumentation einer wissenschaftlichen Fachtagung, Hannover 2010.

2 Kirchenämter der EKD; UEK und VELKD (Hg.), Entwurf zur Erprobung. Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte (zitiert im folgenden als „Erprobungslektionar“).

und die Erfahrungen mit einzelnen, neu aufgenommenen Texten beschränken. Eine Bilanz der Erprobung der neu geordneten Reihen kann tatsächlich erst nach Ablauf des Erprobungsjahrs gezogen werden.

1. Eine moderate Revision

Ziel der Revisionsbemühungen war von Beginn an eine „moderate Revision“ der bestehenden Ordnung. Ihre Grundlinien sind unter anderem die Beibehaltung des konzeptionellen Rahmens der Sonntagsproprien (drei Lesungstexten für einen Sonntag bei einem auf sechs Jahre angelegten Turnus der Predigttexte), das Konsonanzprinzip, die Abwechslung der zu predigenden Textkorpora (AT, Epistel, Evangelien) mit Hilfe von „gemischten“ Predigtreihen, die stärkere Gewichtung alttestamentlicher Texte und die Frage nach der Stimmigkeit des „Zuschnitts“ einzelner Perikopen. Dazu kommen noch im engeren Sinne liturgische Fragestellungen (Konzeption des Kirchenjahres, Wochen-sprüche, -psalmen und -lieder) sowie die Aufnahme vorhandener Revisionsvorschläge und eine Abstimmung mit der für 2017 fertiggestellten Durchsicht des Luthertexts sowie die Erstellung eines neuen Perikopenbuchs, das auch als liturgiedidaktisches Medium fungieren soll.

2. Kraft, Kompetenz – und Zutrauen

Um eine Zwischenbilanz erstellen zu können, ist es hilfreich, die unter www.perikopenrevision.de abgefragten Antwortvorgaben für die Rückmeldungen zum Gesamtentwurf anzusehen und daran anknüpfend einige Prognosen zu wagen.

Gefragt wird im Bereich „Allgemeine Rückmeldungen zum Entwurf“ zunächst nach der Sinnhaftigkeit der „Beibehaltung des Systems mit jährlich wiederkehrenden Texten“. Diese Frage wird wahrscheinlich mit überwältigender Mehrheit positiv beantwortet werden.

Dass eine verbindliche Ordnung gottesdienstlicher Lesungen und Predigttexte grundsätzlich sinnvoll ist und wenig hinterfragt wird, haben auch die empirischen Studien zur Perikopenordnung bereits gezeigt.³ Diese Zustimmung ist aber nicht, wie gelegentlich gemutmaßt wird, ausschließlich arbeitsökonomisch und durch das vorhandene Angebot von Predigthilfen bestimmt.

Die Auslegung des gleichen biblischen Textes von unterschiedlichen Predigtpersonen in unterschiedliche Situationen hinein hat über pragmatische Aspekte hinaus eine Predigerinnen und Prediger verbindende, geistliche Dimension. Wo Möglichkeiten des Austausches über verschiedene Predigten zum gleichen Text gegeben sind, wird es vielfach als entlastend erlebt, in der eigenen Predigt nicht alles zu einem Text sagen zu müssen, sondern auf die Vielstimmigkeit und Mehrdimensionalität der verschiedenen Predigten vertrauen zu können.

³ Vgl. Empirische Studie zur Perikopenordnung – Abschlussbericht, epd-Dokumentation Nr. 44 vom 2. November 2010, bes. 50f. (zitiert als Abschlussbericht).

Diese Beobachtung wird durch eine Vielzahl von Rückmeldungen, die uns innerhalb unserer *facebook*-Gruppe erreichen, bestätigt. Dort wird gegenwärtig regelrecht bedauert, dass man nun ein Jahr lang nicht miteinander am jeweils gleichen Predigttext arbeiten kann, weil jeder ja eine andere Reihe erproben „muss“. Dieser geistliche Gemeinschaft stiftende Aspekt der Perikopenordnung wird so durch die Revisionsbemühungen noch einmal in besonderer Weise bestätigt – ein vielleicht so nicht beabsichtigter, aber dennoch bemerkenswerter Nebeneffekt.

Das „Maß an Veränderungen bei biblischen Texten“, so eine weitere Antwortvorgabe im Rückmeldeformular, wird in der Wahrnehmung der Predigenden vermutlich eher „zu gering“ als „zu groß“ ausfallen. Die verbreitete Angst vor „Überforderung“ bzw. das zu geringe Zutrauen in die Rezeptionsfähigkeiten der jeweils anderen Seite scheint sich nicht nur im Verhältnis Prediger/in – Hörer/in abzubilden, sondern auch im Verhältnis zwischen den Verantwortlichen für die Revision und den Prediger/innen. Das ist eine aus unserer Sicht vollkommen unbegründete Sorge! Mehr Zutrauen in die homiletische Neugier der Predigenden und in das Anregungspotential noch ungepredigter Texte sind dringend geboten: „Die neue Lust am Tüfteln: Da sind noch keine Anmerkungen in meiner Bibel aus den letzten zweieinhalb Reihendurchgängen. Und auch nicht das ‚Schon-Wieder‘-Gefühl“, bemerkt eine Kollegin. Und ein Kollege schreibt: „Die neu hinzugekommenen Texte sind sicher eine Herausforderung. Zum einen, weil sie noch nicht im Kanon der Predigtliteratur besprochen sind. Zum anderen weil sie noch auch persönlich unbedacht sind und auch in früheren Zeiten noch nicht gehört worden sind. Die Herausforderung sich dem Wort Gottes neu und aufs Neue zu stellen ist unheimlich anregend. Meine Predigten wirkten auf mich noch etwas roh und unfertig. Problematisch ist das aber nicht. Ich bin froh über das neue ‚Futter‘.“

Besonders großes Anregungspotential haben, auch dies zeigen die Rückmeldungen und Kommentare, vor allem die neu aufgenommenen alttestamentlichen Texte. Die Frage, ob man befürworte, dass „die Predigttexte zu je einem Drittel aus AT, Epistel und Evangelien entnommen werden“, wird mehrheitlich mit Ja beantwortet werden – und damit gleichzeitig auch eine der wichtigsten Fragen in der Erprobung, nämlich dass und „wie die neuen Texte aus dem Alten Testament die christliche Predigt herausfordern und anregen“⁴ können.

Gerade in Zeiten einer neu aufflammenden Debatte über die Prädikabilität des Alten Testaments⁵ ist es wichtig wahrzunehmen, dass diese empirisch bereits gut begründete Einschätzung⁶ am Ende des Erprobungsverfahrens noch einmal homiletisch-empirisch untermauert sein wird. „Insgesamt läuft bei mir in diesem Predigtjahr alles gut, was aus dem AT ist“ schreibt eine Kollegin – ein auch im Blick auf das Ganze der Revision mögliches Fazit!

Dass „in der Textauswahl die Weite des biblischen Zeugnisses von Gott zur Geltung kommt“, wie eine weitere Antwortvorgabe fragt, werden nicht alle Erprobenden mit Ja beantworten. Es wird vermutlich eher so sein, dass das Anregungspotential unge-

4 Vgl. Erprobungslektionar, 24-27, 27.

5 Jetzt zugänglich in: Niemand will das Buch zerschneiden. Texte aus der Debatte über die Thesen von Prof. Slenczka zum Alten Testament, epd-Dokumentation 23 vom 2. Juni 2015.

6 Vgl. Abschlussbericht, 51 und 58.

predigter Texte in der Erprobungsphase überhaupt erst bemerkt und die „moderate Revision“ dann manchem schon wieder zu moderat erscheinen wird.

Gerade bei der Frage nach der „Relevanz der Texte angesichts der heutigen Lebens- und Glaubenserfahrungen“⁷ sind wiederum die neu aufgenommenen Texte aus den geschichtlichen und weisheitlichen Büchern des AT von ganz besonderer Bedeutung, etwa die Texte aus der Genesis, Hiob und dem Psalter.

Es bleibt zu hoffen, dass die vielen positiven Erfahrungen mit „neuen“ Predigttexten insgesamt die Lust am Predigen steigern oder gar neu lebendig werden lassen. Der Kraft der biblischen Texte und der Kompetenz der Predigerinnen und Prediger kann man, das zeigt sich bereits jetzt, viel stärker als gedacht vertrauen.

3. Ein Liebeslied im Advent?

„An einem dunklen Abend sitze ich in einer kleinen Dorfkirche, die umgeben ist von verwinkelten Fachwerkhäuschen. Verabredet zum ‚Gucken‘ und ‚Beobachten‘. Viele suchen den Kirchraum auf an diesem Abend in frommer Gegend, wollen wohl mal raus. Und der Kollege liest den Predigttext dieses Sonntags, aus dem Hohenlied, Kapitel 2, 8-13. Die klassischen Einwände sind im Vorgespräch benannt worden: Ob man ‚das‘ den GottesdienstbesucherInnen zumuten könne, und wie das denn mit Gott im Hohenlied sei und so. Und was die Leute über den Pfarrer denken, wenn... und so weiter. Neue Texte rufen auch Bedenken hervor.

Zweimal erklingt der Text. Viele sind ganz dabei, wenige überrascht. Es gibt viel ‚Drinnen‘ und ‚Draußen‘ in diesem Ort, und an dieser Kirche. Das Spiel mit der Einen, die drinnen ist, und dem Einen, der Draußen ist, bringt Bewegung in die Mauern dazwischen. Man spürt das förmlich atmosphärisch.

Mit hochgeschlagenem Mantel an klirrendkaltem Adventsabend aufgegangene Blumen zu sehen, Turteltauben zu hören, Feigen zu schmecken und Reben zu riechen – das ist für viele der treuen und lieben Kirchgänger ein vertrautes Lebensgefühl, unvertraut in der Kirche und nach Jahrzehnten jetzt endlich hinein geholt. Und niemand, wirklich niemand außer mir, der Fremden, hat an diesem Abend gesehen, dass über der Kanzel in großen Lettern steht: Gott ist die Liebe.“

Diese Erfahrungen einer Kollegin mit einem der aus der Sicht der Arbeitsgruppe Perikopenrevision wohl gewagtesten Vorschläge für eine Neuordnung, der Text aus dem Hohenlied 2, 8-13 zum 2. Advent, bestärken noch einmal das bisher Ausgeführte. Die Freude an der Schönheit, dem Bilderreichtum und der Emotionalität des Hohenliedes hat sich, so ist es auch unsere Erfahrung im ZfP, auf viele Predigerinnen und Prediger übertragen und ist in vielen Predigten zur Sprache gekommen. Der Herausforderung, die „schiere Erotik“⁸ des Hohenliedes mit der Adventssituation in Einklang zu bringen, haben sie sich gerne gestellt und die Rückmeldungen der Hörerinnen und Hörer waren

7 Abschlussbericht, 52.

8 Eulenberger, Klaus: Predigthilfe zu Hoheslied 2,8-13: Arbeitsgruppe Perikopenrevision. Erste Entwürfe zur Diskussion. Advent, 51- 54, 51.

einheitlich positiv. Auch die Frage nach der Prädikabilität des Hohenliedes wurde, sicher angeregt durch den Revisionsvorschlag, neu gestellt.⁹ Man darf auf die Erfahrungen mit einem weiteren Text aus Hohelied 3,1-5 am 20. Sonntag nach Trinitatis schon gespannt sein.

Es geht bei der Perikopenrevision darum, anhand bisher ungehörter und ungepredigter Perikopen die Kraft biblischer Texte neu zu entdecken, als Predigerin und Prediger die eigene exegetische und homiletische Kompetenz neu zu erproben und darauf zu vertrauen, dass die Hörerinnen und Hörer als Beteiligte am Predigtprozess sich gerne herausfordern lassen. Diese Kraft, diese Kompetenz und dieses Zutrauen können wir bereits jetzt wahrnehmen. Dem Wort trauen – das diese Erfahrung mit dem Entwurf zur Erprobung neu möglich wird, dafür ist der Arbeitsgruppe Perikopenrevision schon jetzt sehr zu danken.

9 Vgl. den Beitrag auf [evangelisch.de](https://www.evangelisch.de) „Liebeslyrik von der Kanzel“, zugänglich unter <https://www.evangelisch.de/inhalte/120508/25-03-2015/liebeslyrik-von-der-kanzeln>.

Endlich anders?!

Mit dem Erprobungsentwurf durch Westfalen – ein Erfahrungsbericht

GUDRUN MAWICK

In dicken goldenen Lettern prangt das Wort „LEKTIONAR“ auf dem schwarzen Einband. „Mein Probeexemplar habe ich binden lassen – das finde ich passender so“, sagt der Kollege aus einer Ruhrgebietsstadt. In seinem Presbyterium bin ich zum Thema Perikopenrevision eingeladen. Seither muss ich immer an diesen Anblick denken, wenn ich meinen „Entwurf zur Erprobung“ zur Hand nehme. Und das geschieht nicht nur am Schreibtisch oder in der Kirche, sondern auch in verschiedenen westfälischen Gemeinden und Pfarrkonferenzen von Kirchenkreisen. Ich bin mal mit, mal ohne Powerpoint-Präsentation unterwegs, mal umfasst ein Pfarrkonvent 50 Menschen, mal ein Presbyterium nur um die 15 Personen. Darüber hinaus hat das ganze Team unseres Fachbereiches Gottesdienst und Kirchenmusik manche Resonanz gehört.

In den Konventen haben ungefähr zwei Drittel der Versammelten das Probeexemplar vor sich liegen. So geht es zunächst um „Basics“ bei Hintergründen und konkreten Neuerungen des Entwurfes: Warum jetzt eine Revision? Welche theologischen Begründungen gibt es dafür? Was bleibt? Was ändert sich? In der Vorbereitung war ich nicht sicher, was im Vordergrund stehen würde.

Intensive Gespräche kommen zustande, als sich in Arbeitsgruppen der Blick auf das Proprium eines konkreten nächsten oder übernächsten Sonntag richtet. Welche Assoziationen löst der neue Evangelientext¹ zu Kantate aus? „Es ist ein lauter, nahezu aggressiver Text – das stachelt mich an. Hier geht es nicht mehr nur um das Liebliche der Himmelmacht Musik, sondern um ihr politisches Potential.“ Oder aber: „Das stößt mich ab, ich finde es schade, dass Matth 11 zum 2. n. Tr. ausgelagert wurde. Auch wenn er da ebenso hervorragend hinpasst. Aber wie schön, dass mit der AT-Lesung ‚David und Saul‘ jetzt die therapeutische Funktion von Musik in den Vordergrund rückt. Das versöhnt mich mit den anderen Änderungen.“ Es entspinnt sich ein Austausch über verschiedene homiletische Zugänge zu den Texten. Dabei notieren manche die Anregungen der Amtsschwestern und -brüder, oder verabreden sich zur Maildiskussion der Predigtentwürfe.

1. Öffentlich, aber wenig Echo

„Wir rechnen mit dem ungläubigen Thomas und da kommen sie mit Jacobs Kampf am Jabbok um die Ecke.“ Dieser Kommentar einer Presbyterin ist am Ostermontag zu hö-

¹ Nur in seltenen Fällen wurde das Evangelium eines Sonntags geändert, so an Kantate. Lk 19, 37-40 ist anstelle von Matth 11, 25-30 zu hören, dieser Text zählt nun zu den Predigttexten des 2. n. Tr.

ren, doch er klingt freundlich. Denn der Text und die Predigt dazu scheinen gut angekommen zu sein. Solche Rückmeldungen sind jedoch die ganz große Ausnahme. Von den Gottesdienstgemeinden ist wenig Resonanz auf die veränderten Texte zu hören. „Die ersten drei Male habe ich es immer gesagt, wenn es ein Text aus der Erprobung war“, berichtet die Kollegin, „aber es gab nie ein Echo und das ganze Kirchenjahr hindurch möchte ich das nicht ankündigen.“ Diese Erfahrung scheint vorherrschend zu sein. In Westfalen beteiligen sich alle Kirchenkreise an der Erprobung, meist sind die sechs Reihen auf verschiedene Gemeinden verteilt. Manche haben allen Lektorinnen und Lektoren ein Probeexemplar zur Verfügung gestellt, andere kommen mit einem Entwurf pro Predigtstätte aus.

„Am Anfang habe ich immer gleich alles ganz eifrig in das Internetformular eingegeben, jetzt ist mein Eifer etwas erlahmt“, bekennt ein Landpfarrer. Dabei war schon die Onlinebeteiligung bei der ersten Sichtung nach einem Viertelkirchenjahr nicht so hoch wie erhofft.

2. Endlich anders!

Die Verdoppelung der AT-Texte im Vergleich zu vorher scheint durchweg ein positives Echo zu finden. Etliche Predigerinnen und Prediger empfinden gerade die Erzählungen als sehr inspirierend für farbigeres Predigen. „Mehr AT-Geschichten tragen nicht nur der veränderten exegetischen Wahrnehmung Rechnung, sondern vor allem dem homiletischen Wandel hin zu mehr erzählenden Predigten.“ Auch der gestiegene Anteil von Texten mit Frauen als Protagonistinnen wird begrüßt.

Ebenso Zustimmung findet im Kreis der Pfarrerinnen und Pfarrer die verlässliche Epiphaniasszeit, die insgesamt mehr Epiphaniassonntage garantiert, wenn auch auf Kosten der Vorfastenzeit. „Es ist immer schwierig, in der Kirche mit Kindern zu vermitteln, dass Jesus schon gleich ganz erwachsen und auf dem Weg in den Tod ist, obwohl mit Weihnachten der Tag seiner Geburt kaum vorbei ist.“ Aber auch gewandelte gesellschaftliche Feiertraditionen kommen in dieser Zuordnung besser zum Ausdruck. Ein ostwestfälischer (!) Kollege war Vorsitzender seines örtlichen Karnevalsvereins: „Ich fand es immer komisch, dass wir schon mal das Halleluja weglassen, während die Katholiken Karneval feiern.“

Die Durchmischung der Perikopenreihen findet ebenfalls großen Anklang. „In Reihe VI habe ich oft unter der Häufung von Hebräer- und Petrusbrieftexten gelitten, aber die Evangelienreihe I gleich darauf war mir nach anfänglicher Erleichterung dann auch wieder bald zu viel – von Reihe II ganz zu schweigen.“

Dass bisher nicht alle Wochenpsalmen im EG zu finden sind, ärgert manche schon lange. „Wäre es nicht möglich, sich bei den Wochenpsalmen auf diejenigen zu beschränken, die im EG abgedruckt sind?“

Bei denen im Presbyterium, die für die Lesungen verantwortlich sind, kommt der Abdruck der Episteltexte im Zeilenfall gut an: „Jetzt verstehe ich schon bei der Vorbereitung die oft komplizierten Brieftexte viel besser – und fühle mich beim Lesen deutlich sicherer.“

3. Zu maßvoll?

Die Revision ist maßvoll, 82 % der Texte bleiben als Teil der regelmäßig wiederkehrenden Ordnung bestehen. Oft ändern sich nur wenige Verse. So ist die Ansicht verbreitet, dass der hohe Aufwand sich für die wenigen Änderungen kaum lohne. Für einen vertieften Diskussionsprozess darüber gäbe es zu wenig Anlass. Eine Äußerung in diesem Kontext lässt aufhorchen: „Dieser ganze Aufwand – nur, weil ein paar Frauen die Hand heben?“ Natürlich kommt in diesem Kontext auch die allgegenwärtige innerevangelische „Obrigkeitskritik leicht an die Oberfläche. „Haben die denn nichts anderes zu tun? Oder: Wenn für so etwas noch Geld da ist...“

Die neu konturierten Themenreihen werden als gute Gestaltungsmöglichkeiten wahrgenommen – wenn auch bisher nur theoretisch. Aber es schließt sich gleich die Frage an: Sollte es nicht noch einen Themenentwurf zu Katastrophen und Unglücksfällen geben? Der könnte sowohl bei überregionalen als auch regionalen Anlässen im Rahmen „riskanter Liturgien“ vor Ort eingesetzt werden.

4. In der Diskussion: Wochenlieder

Der Zugang zu Liedern ist wesentlich emotionaler geprägt als der zu den Bibeltexten der einzelnen Reihen. Und in diesem Feld bietet der Probeentwurf wesentlich auffälligere Revisionsvorschläge als bei den Texten: 43 der bisherigen Wochenlieder entfallen. Dazu sind für jeden Sonntag immer zwei Lieder verschiedener Stilistik vorgeschlagen, an 26 Tagen gibt es zusätzlich einen dritten Vorschlag mit einem Lied, das nicht im EG-Stammteil beheimatet ist. Bei diesem Thema melden sich auch Gemeindeglieder zu Wort: „Ich bin das Brot lade Euch ein‘ passt hervorragend in unseren Gründonnerstagsgottesdienst.“ In Westfalen geht der Trend in den Gottesdiensten nahezu durchweg hin zu mehr modernen Liedern. An vielen Orten wird das EG als überholt empfunden: „Wann gibt es endlich ein neues Gesangbuch?“ – diese Frage fehlt nie im Kontext der Erprobung.

Noch andere Anregungen gibt es aus Pfarrkonventen: Der musikalisch geprägte Begriff eines „Klangraumes“ von Texten leuchtet ein. Aber warum ihn nicht auch im musikalischen Bereich anwenden? Wenn schon der Ort des Wochenliedes variabel ist, warum können nicht für einen Sonntag auch sechs Lieder agendarisch zur Verfügung gestellt werden? Zumal die derzeitige Treue zum Wochenlied deutlich hinter der zu den Perikoptexten zurückbleibt. In den Pfarrkonferenzen bitte ich um ein Bild per Handzeichen: Wer von Ihnen nimmt in der Regel den vorgeschlagenen Predigttext? Ca. 90% der Anwesenden melden sich. Bei der gleichen Frage nach dem Wochenlied sind es knapp 30%.

5. Ausblick

Überall hat es sich gelohnt, über den Erprobungsentwurf ins Gespräch zu kommen. Dabei werden grundlegende Informationen über Anliegen und Verlauf der Erprobung

durchaus noch angefragt. Vor allem scheint noch wenig verbreitet zu sein, dass der Prozess noch im Fluss ist und Rückmeldungen wirklich etwas bewegen können. Am kostbarsten aber erschien mir die Gelegenheit zum Austausch über die Vorbereitung und Wahrnehmung von Gottesdiensten, wenn sich das Gespräch zu konkreten Texten und Liedern intensiviert. Denn sowohl in Pfarrkonventen als auch in Gemeindeveranstaltungen gibt es wenig Austausch dazu. „Es hat gut getan, dass wir uns als Konvent mit dem befassen haben, was doch der Kern unserer Tätigkeiten bleibt – auch wenn er zuweilen von anderem überlagert zu werden droht.“ Für solche Bedürfnisse bietet die Zeit der Erprobung Chancen, die auch darüber hinaus reichen könnten. Wenn das fertige Lektionar mit allen Begleitmaterialien publiziert wird, wäre es sinnvoll, attraktive und kreative Austauschmöglichkeiten dazu mit anzubieten. Denn auch solche Töne sind zu hören: „Es reicht ja, dass wir uns damit befassen, wenn das Ganze wirklich kommt.“

Das Bild des gebundenen Exemplares mit den Goldbuchstaben kommt mir wieder in den Sinn. Doch es ist gut, dass der Erprobungsentwurf sichtbar ein vorläufiger ist („Kannst Du mal bitte dieses Telefonbuch vom Lesepult nehmen?“). Denn in ihm geht es um Kostbares, das gemeinschaftlich diskutiert und erfahren werden will – nicht nur in Erprobungszeiten, sondern immer. Daher ist jeder Anlass zu vertiefter Information und wechselseitigem Austausch über biblische Texte und ihre gottesdienstliche Gestaltung alle Mühen wert.

Randbemerkungen zur Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte

ANDREAS POSCHMANN

In einer Kleinstadt am Niederrhein, in Emmerich, wurde 1964 eine neue Kirche gebaut. Sechs polygonale Betonpfeiler sind die tragenden Elemente der Architektur und bilden wie beieinander stehende Pilze das Dach. Das Zentrum des Raumes besetzen zwei gleich große Blöcke aus Carrara-Marmor. Die Lücke zwischen beiden Altarblöcken, die geometrische Raummitte, sollte symbolisch für die liturgische Handlung selbst frei bleiben. Praktisch heißt das: „Zur Verkündigung tritt der Liturg vom einen Flügel des Altares her, welcher als Tisch des Wortes und als Thron der Heiligen Schrift dient, in die Mitte; zum Zeigen der heiligen Gestalten tritt er vom anderen Flügel des Altares her, welcher der Opferbereitung und -darbringung dient, in die gleiche Mitte.“¹ Hier wurde architektonisch und künstlerisch gestaltet, was das Zweite Vatikanische Konzil in der im selben Jahr verabschiedeten Konstitution über die heilige Liturgie als Metapher formulierte: „Auf dass den Gläubigen der Tisch des Gotteswortes reicher bereitet werde, soll die Schatzkammer der Bibel weiter aufgetan werden, so dass innerhalb einer bestimmten Anzahl von Jahren die wichtigsten Teile der Heiligen Schrift dem Volk vorgetragen werden.“ (SC 51)

Umgesetzt wurde dieses Reformanliegen des Konzils in der römisch-katholischen Kirche schließlich durch den 1969 erschienenen *Ordo Lectionum Missae* (2. Auflage 1981). Damit wurde die bisherige „altkirchliche“ Praxis aufgegeben und für die Sonn- und Festtage ein dreijähriger Lesezyklus etabliert – bestehend aus Evangelium, Epistel und alttestamentlicher Lesung. Vor- und Nachteile dieser Ordnung, die sich auch in der anglikanischen und in zahlreichen englischsprachigen lutherischen Kirchen durchgesetzt hat, müssen hier nicht thematisiert werden. Es ist sozusagen der Rand, von dem aus ein paar Bemerkungen versucht werden sollen.

1. komplex

Wenn man sich als katholischer Christ, der einigermaßen vertraut ist mit der Praxis und der Theorie der nachkonziliaren Leseordnung, mit den evangelischen Lese- und Predigtreihen beschäftigt, dann kann man sich vorstellen, wie es einem Fußballfan geht, der in ein Rugbystadion gerät. „Der Ball ist rund und das Spiel dauert 90 Minuten!“ – Nichts von dieser prägnanten Fußballweisheit Sepp Herbergers scheint noch zu stimmen. Zwar gibt es auch drei Lesungen (Evangelium, Epistel, Altes Testament), doch sind sie ergänzt um drei weitere Texte. Zusammen sind dies dann sechs Perikopen und somit sechs Predigtjahre. Wenn eine der Hauptlesungen nicht durch den Predigttext ersetzt wird, ergibt sich die eigenwillige Situation, dass der eigentliche Pre-

1 *Spital, Hermann Josef*, in: H. Rogmans (Hg.), *Heilig Geist Emmerich*, Wiesbaden 1966, o. S.

digttext irgendwie zusätzlich i. d. R. zu Beginn der Predigt vorgelesen wird. Auch stellt sich die Frage, warum die Predigt scheinbar auf den Predigttext festgelegt sein soll. Andererseits ist das Proprium eines Sonntags so komponiert, dass Konsonanz entsteht. In der katholischen Leseordnung besteht diese Konsonanz beabsichtigt nur zwischen Evangelium und alttestamentlicher Lesung – ohne hierbei auf die Kritik am eindimensionalen Verheißungs-Erfüllungs-Schema einzugehen. Die Konsonanz zur neutestamentlichen Bahnlesung ergibt sich, wenn überhaupt, eher durch Zufall oder durch die Situation der Hörenden. Nicht selten führt das in der Praxis dazu, dass von der pastoralen Regelung des deutschen Messbuchs Gebrauch gemacht und die zweite Lesung ausgelassen wird. Allerdings wird sicher ebenso häufig auf die erste, die alttestamentliche Lesung, verzichtet. Häufig geht es hier nicht um die Frage von Konsonanz oder Dissonanz der Texte, sondern schlicht um die Gesamtdauer der Feier. Auch im Zusammenspiel mit anderen Texten, mit Gebeten und Gesängen, wird auf eine Ausgewogenheit zu achten sein. Zu viel Konsonanz wird langweilig. Andererseits dürfen nicht nur Spannungen zu Gehör gebracht werden, sondern ebenso wichtig ist die harmonische Auflösung. Ein Versuch aus dem Bereich des katholischen Gottesdienstes, Motive auch anderweitig anklingen zu lassen, sind beispielsweise sogenannte Perikopen-Orationen, die für die Verwendung in der Wort-Gottes-Feier am Sonntag gedacht sind.²

2. transparent

Für eine groß angelegte Testphase im Kirchenjahr 2014/2015 erschien mit einem auf Pfingsten 2014 datierten Geleitwort der mehr als 600 Seiten starke „Entwurf zur Erprobung im Auftrag der EKD, UEK und VELKD. Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte“.

Seit den im Frühjahr 2010 von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der Union Evangelischer Kirchen (UEK) und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) geführten Konsultationsgesprächen über eine anstehende Perikopenrevision wird intensiv an der Neuordnung der im Gottesdienst zu lesenden Bibelabschnitte gearbeitet. Die drei gliedkirchlichen Zusammenschlüsse EKD, UEK und VELKD verständigten sich auf „Konzeptionelle Grundlinien für die anstehende Perikopenrevision“³ und veröffentlichten diese im März 2011. Mit einem Seitenblick auf die Ökumene, insbesondere auf das Reformwerk des Zweiten Vatikanischen Konzils, und nach Abwägung der Vor- und Nachteile der Erneuerung der katholischen Leseordnung, entschieden sich die Kirchen der Reformation gegen eine Änderung ihrer bisherigen Ordnung, die lediglich „nachjustiert“ werden soll. Das in Deutschland etablierte und bewährte System der Kombination von Lese- und Predigttextordnung

2 Vgl. Wort-Gottes-Feier. Werkbuch für die Sonn- und Festtage, hg. von den Liturgischen Instituten Deutschlands und Österreichs im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz, des Erzbischofs von Luxemburg und des Bischofs von Bozen-Brixen, Trier 2004 (2012).

3 Veröffentlicht in: Arbeit an der Perikopenrevision im Auftrag von EKD, UEK und VELKD. Erste Entwürfe zur Diskussion, hg. im Auftrag der Kirchenämter von EKD, UEK und VELKD von der Geschäftsführung Perikopenrevision OKR in Christine Jahn, Hannover 2012, 14f.

soll beibehalten werden. Die Rede ist von „moderater Revision“. Dabei stützt man sich auf einen breiten Konsens: auf die Ergebnisse einer empirischen Studie ebenso wie auf die Erträge einer wissenschaftlichen Fachtagung⁴. Insgesamt vermitteln Pressemeldungen und Publikationen für den gesamten Prozess der Revision den bemerkenswerten Eindruck von Transparenz. Hier – offenbar selbstverständlich – werden auch die Namen der Mitglieder der Arbeitsgruppe benannt.⁵ Auch wenn es keine neue Erkenntnis ist, so bleibt sie doch richtig: Wer informiert ist, ist auch motiviert. Hinzu kommen die Einladung zur Teilnahme an der Erprobung und die sehr einfache Erreichbarkeit der notwendigen Unterlagen und Zugangsschlüssel (www.perikopenrevision.de).

Das Bewährte soll im Wesentlichen beibehalten werden. Gründe für eine grundsätzlich andere Herangehensweise fallen nicht so sehr ins Gewicht. Die moderate Revision ist also zu verstehen als positive Bestärkung der bisherigen Praxis.

Auch angesichts zurückgehender Zahlen der Teilnahme am Sonntagsgottesdienst verfallen die Kirchenleitungen nicht in Aktionismus. Man verzichtet beispielsweise nicht auf „schwierige“ Texte. Allerdings wird, so scheint es, die Situation wahrgenommen. Im Teil III des Erprobungsbandes sind sogenannte „lebensweltliche und binnenkirchliche Themenfelder“ zur Auswahl exemplarisch zusammengestellt, u. a. zu Arbeit, Frieden, Ausbreitung des Evangeliums, Glaubenszeugen, Liebe, Politik, Schöpfung. Hier findet sich auch der Rat, mit den Texten frei umzugehen, „je nach Bedarf zu kürzen oder eine andere geeignete Form der gottesdienstlichen Performance (z. B. freie Wiedergabe, Nacherzählung)“⁶ zu wählen.

3. ausgewogen

Der Revisionsvorschlag ist bemüht um eine angemessene Berücksichtigung insbesondere alttestamentlicher Perikopen. Auch wenn die katholische Leseordnung sich durch die Liturgiereform des Konzils hier schon erheblich verändert hat, bleibt es doch ein Problem in ökumenischer Verbundenheit. Die gesamte Heilige Schrift wird in den katholischen Lektionaren nur zu einem Drittel berücksichtigt. Dabei handelt es sich schon um die Lesungen der Sonn- und Festtage der drei Lesejahre und des Zweijahreszyklus der Lesungen der Wochentage. Rein formal und in absoluten Zahlen ist der Anteil der alttestamentlichen Verse in den Mess-Lektionaren etwas höher als der Anteil der neutestamentlichen.⁷ Die Aussagekraft solcher Zahlen ist allerdings sehr begrenzt. Problematischer ist die Verwendung des Alten Testaments zur mitunter oberflächli-

4 Vgl. Kirchenamt der EKD, Amt der UEK, Amt der VELKD (Hg.), Auf dem Weg zur Perikopenrevision. Dokumentation einer wissenschaftlichen Fachtagung, Hannover 2010.

5 Vgl. Entwurf zur Erprobung im Auftrag der EKD, UEK und VELKD. Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte, hg. im Auftrag der Kirchenämter von EKD, UEK und VELKD von der Geschäftsführung Perikopenrevision (EKD – UEK – VELKD) OKRin Christine Jahn, Hannover o. J. [2014], 14-33.

6 Entwurf zur Erprobung ..., 531.

7 Im Mess-Lektionar sind 6419 alttestamentliche Verse und 5957 neutestamentliche Verse enthalten. Relativ gesehen ist damit etwa ein Viertel des alttestamentlichen Textbestandes berücksichtigt. Dagegen sind nahezu drei Viertel der neutestamentlichen Texte im Mess-Lektionar enthalten.

chen „Illustration“ von Evangelientexten, die der Eigenständigkeit des Ersten Testaments nicht gerecht wird.

Beim Revisionsvorschlag fällt auf, dass in der Regel jedes Proprium zwei alttestamentliche Texte enthält. Zudem war man bestrebt, auch unterschiedliche Textgattungen aufzunehmen. Besonders sinnvoll ist der Ansatz, gerade auch solche Perikopen neu aufzunehmen⁸, die teils bereits über Jahrhunderte in Literatur und Kunst eine besondere Wirkungsgeschichte entfalten konnten: David als Harfenspieler (1 Sam 16,14-23; Kantate), die Kundschafter bei Rahab in Jericho (Jos 2,1-21; 17. Sonntag nach Trinitatis).

4. leicht

Eine Übersicht mit einer Textauswahl für Familien- und Kindergottesdienste berücksichtigt zentrale Texte aus allen Lesereihen.⁹ Das Verhältnis von alt- und neutestamentlichen Bibelstellen ist ausgewogen. Zentrale, maßgebende Texte sind berücksichtigt. Bei den neutestamentlichen Perikopen scheinen prominente Evangelientexte stärker berücksichtigt als die Briefliteratur. Es ist eine Auswahl für jene, die erste Schritte im Glauben gehen. In sehr vielen Fällen finden sich daher auch Übereinstimmungen mit einer 2013 erschienen Zusammenstellung biblischer Lesungen in Leichter Sprache.¹⁰

5. singgemäß

In der derzeitigen Phase der Erprobung kommt es vor allem auf inhaltliche Kriterien an. Dennoch gibt es erste Versuche, die auch formale Aspekte berücksichtigen. Sechs Lesungen – je zwei aus dem Alten Testament, zwei Episteln und zwei Evangelien – sind z. T. doppelt abgedruckt, einmal „in gewohnter Form“ im Blocksatz und einmal in „Sinnzeilen“. Die sehr knappe Erläuterung macht aufmerksam, dass die Sätze hier unterteilt und nach Sinneinheiten eingerückt sind. In katholischen Lektionaren und Ritualefaszikeln ist dies die seit den 1980er Jahren übliche Form. Die Pastorale Einführung in das Messlektionar (Nr. 115) empfiehlt, „auch die nicht-poetischen Texte stichisch zu gliedern, um den Vortrag der Lesungen zu erleichtern“. Dazu erschien Ende 1981 ein Erprobungsheft für die ersten vier Sonntage im Jahreskreis des Lesejahres B. Ausgangspunkt für die Gliederung der Zeilen war nicht die Grammatik oder Interpunktion, sondern die Einteilung in sprechgemäße Sinnschritte: Die hauptsächliche Gliederung, die bis heute beibehalten ist, besteht darin, dass jede Zeile ein „Leseschritt“ ist. Mit jedem Zeilenanfang ganz vorn beginnt ein neuer Satzbogen. Ein eingerückter Zeilenanfang signalisiert, dass die vorausgehende Zeile nicht mit einer abschließenden Kadenz enden kann, sondern die Zeile unter Beibehaltung einer gewissen Spannung beendet wird, weil sich der Gedanke, der Sinnschritt, in der folgenden Zeile fortsetzt. Ein in der

⁸ Texte, die neu in die Reihen I-VI aufgenommen werden, in: Entwurf zur Erprobung ..., 572 f.

⁹ Entwurf zur Erprobung ..., 558-560.

¹⁰ *Gidion, Anne / Arnold, Jochen / Martinsen, Raute (Hg.)*, Leicht gesagt! Biblische Lesungen und Gebete zum Kirchenjahr in Leichter Sprache (ggg 22), Hannover 2013.

damaligen Erprobungsphase zusätzlich angegebenes Sonderzeichen (ein hochgestellter Punkt) zur Betonung einzelner Wörter konnte sich allerdings nicht durchsetzen. Die Einteilung in sogenannte „Sinnzeilen“ wird durchweg positiv gesehen, weil sie nicht nur das Vorlesen erleichtert, sondern auch eine gewisse Großzügigkeit und Weite im Druckbild signalisiert, die dem Wort der Heiligen Schrift angemessen ist. Die konkrete Einteilung der Sinnzeilen im vorliegenden Entwurf wird man sicher an der einen oder anderen Stelle noch überprüfen und ändern müssen.

6. en passant

Die empirische Studie im Vorfeld der Revision hat gezeigt, welche hohe Akzeptanz, die Tradition der Perikopenordnung der evangelischen Kirchen in Deutschland hat.¹¹ Deshalb wurde eine moderate Revision angestrebt, um Stabilität und Verbindlichkeit zu erhalten. Das ist eine Haltung, die aus katholischer Perspektive, die die verbindende Liturgie in der Vielfalt der Ortskirchen schätzt, durchaus nachvollziehbar ist. Auch wird man sicher Details noch erproben müssen. Andererseits ist aber auch nicht davon auszugehen, dass der ausgewogene Schatz von der Mehrheit der evangelischen Christen angemessen und Sonntag für Sonntag wahrgenommen werden wird. Vielleicht ist das im Einzelfall auch nicht notwendig, solange die Perikopenordnung ein Gesamtbild ergibt, wie die biblischen Szenen der Glasfenster mittelalterlicher Kathedralen, die im Sonnenschein strahlen und den Raum mit der biblischen Botschaft erhellen. Oder es gelingt, dass das Wort Gottes die Menschen en passant erreicht, wie das – mit dem Text des Alten und Neuen Testaments beschriftete – Bibelfenster der im Mai 2015 geweihten Leipziger Kirche St. Trinitatis.

¹¹ Empirische Studie zur Perikopenordnung – Abschlussbericht (68 S.), epd-Dokumentation Nr. 44/2010.

Der Lockruf des Geliebten

Zur Predigt über Hld 2, 8-13, am 2. Advent

ALEXANDRA DIERKS

Für den 2. Advent hat der von EKD, UEK und VELKD vorgelegte Entwurf zur Erprobung der revidierten Perikopenordnung als neuen Predigttext einen Abschnitt aus dem Hohenlied vorgeschlagen: Hld 2, 8-13. In der Reihe der Predigttexte hat das Hohelied bisher keine Rolle gespielt. Diesen Text am 2. Advent zu predigen, ist eine besonders reizvolle Aufgabe, aber auch eine Herausforderung.

1. Klang, Konsonanz, Kontrapunkt

In der Einführung zum Revisionsentwurf legt die Arbeitsgruppe dar, welche Grundidee bei der Auswahl bzw. Veränderung der Perikopen leitend war: Die Idee der „Konsonanz“.¹ Damit soll ausdrücklich kein Gleichklang, sondern vielmehr ein Zusammenklang der Texte eines Sonntags angestrebt werden, offen für „kontrapunktische“ Elemente und „Klangverschiebungen“ gegenüber dem, was bisher zu hören war.² Im Falle des 2. Advent war der Klang bisher eher düster: Apokalyptische Töne vom Weltende im Evangelium des Tages (Lk 21, 25-33), inständiges Rufen nach dem Kommen und Eingreifen Gottes angesichts erlebter Gottverlassenheit in der alttestamentlichen Lesung (Jes 63, 15-64,3*), Mahnung zu geduldigem Harren in der Epistel (Jak 5, 7-8). Der Blick wird am 2. Advent deutlich auf das *Wiederkommen* des Herrn, auf den nächsten, den ewigen Advent am Ende der Zeiten gerichtet, und es wird ausdrücklich auf apokalyptische Zeichen Bezug genommen. Obwohl der Wochenspruch dazu auffordert, die Häupter zu erheben, weil sich unsere Erlösung naht (Lk 21, 18), ist der endzeitliche, leicht drohende Gesamtklang des Ganzen doch nicht zu überhören.

In der Revision hat man sich nun dafür entschieden, den bisher für Reihe III vorgesehenen Text Mt 24, 1-14 (in der Lutherbibel überschrieben, „Der Anfang der Wehen“) durch Hld 2, 8-13 zu ersetzen und diesen Text als Predigttext für die Reihe V vorzuschlagen. Dadurch verschiebt sich der Klang von der eher bedrohlichen Ankündigung endzeitlicher Katastrophen und der schmerzlich erfahrenen Abwesenheit Gottes fort hin zu einer tiefen, persönlichen, ausdrücklich mit Liebe und Beziehung konnotierten Sehnsucht und der Freude über den, der kommt bzw. gekommen ist.

1 Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte. Entwurf zur Erprobung, im Auftrag von EKD, UEK und VELKD, Hannover 2014, 21.

2 Ebd., 21.

2. Überlegungen zur Auslegungsmethode

Das Hohelied ist kein alttestamentliches Buch wie die anderen, und es stellt die, die darüber predigen sollen, vor eine spezifische Herausforderung, die sich auf die kurze Formel bzw. Frage bringen lässt: Literalsinn oder Allegorese? Hier ist klare methodische Rechenschaft erforderlich. Denn einerseits ist festzustellen, dass es einen breiten, wenn auch nicht unwidersprochenen Konsens in der atl. Forschung gibt, beim Hohelied handele es sich schlicht um Liebespoesie ohne primären theologischen Gehalt.³ Tatsächlich lassen sich vielfältige Bezüge zu altorientalischer Liebesdichtung aufzeigen, insbesondere zur ägyptischen⁴, bei der religiöse Bedeutung ebenfalls nicht vorauszusetzen ist.⁵ Dennoch stand die biblische Kanonizität des Hohelieds anscheinend nie in Frage.⁶ Damit sind wir beim andererseits: Die fraglose Zugehörigkeit zur Bibel verdankt sich offenbar der Tatsache, dass das Hohelied eben nicht einfach nur als Liebespoesie verstanden wurde, sondern schon immer als Allegorie auf die Liebe Gottes: „No serious reader in ancient times ever read it as other than an allegory of the divine love“.⁷ Damit scheint sich eine gewisse Spannung zu ergeben zwischen exegetischer, zumal historisch-kritischer Einsicht einerseits und der faktischen Rezeptions- und Wirkungsgeschichte andererseits, wobei das Gewicht der allegorischen Auslegung quantitativ überwiegt.

Gegenüber allegorischer Schriftauslegung im allgemeinen und der allegorischen Auslegung des Hoheliedes im besonderen bestehen in unserer evangelischen Auslegungstradition freilich schwerwiegende Vorbehalte. Die Haupteinwände lauten, kurz zusammengefasst: Allegorese ist willkürlich; als Methode verdankt sie sich hellenistisch-neuplatonischem Denken, das der hebräischen Bibel fremd ist; dass diese Tradition in der Regel außerdem offen sexualitätsfeindlich ist, macht sie gerade im Blick auf das Hohelied besonders verdächtig; dem ursprünglichen Charakter des Textes entspricht sie nicht, da der Text selbst sich an keiner Stelle als Allegorie – worauf auch immer – präsentiert.⁸ Der protestantischen Predigtkultur, die sowohl durch die reformatorische Hochschätzung des Literalsinns der biblischen Texte als auch durch die Errungenschaften historisch-kritischer Exegese geprägt ist, ist Allegorese bzw. allegorische Predigt ohnehin fremd.

3 Vgl. z.B. Johnston, Gordon H.: The enigmatic genre and structure of the Song of Songs, Part 2, in: *Bibliotheca Sacra* 166, 163-180.

4 Vgl. Gerhards, Meik: Das Hohelied. Studien zu seiner literarischen Gestalt und theologischen Bedeutung, Leipzig 2010, 61-73; Gordon H. Johnston, The enigmatic genre, 175-180; Loprieno, Antonio: Egyptian Love Poetry and the Biblical Song of Songs, in: Anselm C. Hagedorn (Hg.): Perspectives on the Song of Songs, BZAW 346, Berlin / New York 2005, 105-135; Barbiero, Gianni: Song of Songs. A close reading, translated by Michael Tait, Boston / Leiden 2011, 27.

5 Allerdings auch nicht ausgeschlossen: Vgl. Hecker, Karl: „Kundbar werde mir deine Sehnsucht“. Überlegungen zur akkadischen Liebeslyrik, in: Anselm C. Hagedorn, Perspectives, 163-179, der darauf aufmerksam macht, dass in der akkadischen Liebeslyrik vielfach Götter als Protagonisten der heiligen Hochzeit Gegenstand der Liebesdichtung sind.

6 Vgl. Barton, John: The Canonicity of the Song of Songs, in: Anselm C. Hagedorn, Perspectives, 1-7.

7 John Barton, Canonicity, 6.

8 Vgl. Gordon H. Johnston, The enigmatic genre, 166; Meik Gerhards, Das Hohelied, 442-448.

Gleichwohl gibt es auch gute Gründe für eine allegorische Auslegung des Hohenliedes. Zum einen wird in der neuesten Forschung plausibel vertreten, dass das Hohelied möglicherweise bereits als Allegorie konzipiert wurde.⁹ Zum anderen verdankt sich seine Wirkungsgeschichte allegorischer Auslegung, und zwar sowohl im Judentum als auch im Christentum. Seit Origenes¹⁰ wird das Hohelied in der Kirche konsequent allegorisch interpretiert. Schließlich legt die Wahl dieses Textes als Predigttext für den 2. Advent die Absicht nahe, den Text mit dem Thema des Advents, dem in Christus zu uns kommenden Gott, in Verbindung zu bringen. Eine Festlegung auf den erotischen Literalsinn ist demgegenüber für die Adventspredigt wenig ergiebig. Sinnvollerweise wird die Predigt über diesen Text also allegorische Auslegungswege beschreiten, allerdings doch grundlegend anders als die altkirchlichen und mittelalterlichen Vorbilder: Im Unterschied zu ihnen wird hier an keiner Stelle behauptet, mit dem Geliebten sei tatsächlich Christus gemeint, die wartende Geliebte sei in Wirklichkeit die Kirche oder die Seele, die von fern hörbare Stimme des Geliebten seien die Worte der Propheten aus der Zeit vor dem Kommen Christi o.ä.¹¹ Vielmehr werden die vorgetragenen Deutungen der Bilder und Worte des Textes denen, die die Predigt hören, als Deutungsmöglichkeiten angeboten, wobei transparent bleibt, dass es sich um ein bewusstes, vom Rezipienten zu steuerndes Verfahren handelt.

3. Deutungsversuche

In der vorgeschlagenen Perikope Hld 2, 8-13 finden sich starke Bilder: Der leichtfüßig über das Gebirge springende, zu seiner Freundin eilende Geliebte; die junge Frau drinnen im Haus; der Lockruf des Geliebten durchs Fenster; Winter und Frühling.

Die Sprünge des Geliebten, der vom Gebirge kommt, lassen sich deuten als ein Bild der Bewegung Gottes auf uns zu, gründend in der Sehnsucht Gottes nach einer liebenden Beziehung zu uns Menschen. Diese Bewegung Gottes lässt sich im Advent auf das Gekommensein Jesu beziehen, auf sein Leben und Wirken, das ja auch darauf hinauslief, Menschen zu einem neuen Vertrauen auf Gott zu rufen, sie herauszurufen aus dem bisher Ge- bzw. Bewohnten.

Der Lockruf des Mannes an die Geliebte lautet im Luthertext: *Komm, meine Schöne, komm her!* Die Predigt deutet sie als Ruf Gottes an jeden und jede Einzelne. Diese Deutung ist in doppelter Hinsicht ungewohnt. Zum einen sind normalerweise wir Menschen diejenigen, die Gott anrufen und ihn um sein Kommen bitten; unsere Adventslieder enthalten zahlreiche *Komm*-Bitten. Hier ist es genau umgekehrt: Gott erscheint hier als der, der vor der Tür steht und voller Sehnsucht nach uns ruft. Zum anderen gehört es nicht zum Grundbestand unserer Tradition, uns selbst als Gegenstand der Sehnsucht Gottes zu verstehen. Normalerweise, sofern Sehnsucht überhaupt Gegen-

9 Vgl. Meik Gerhards, ebd. 469ff.; siehe auch Gianni Barbiero, Song of Songs, der in der Einzelexegese immer wieder auf mögliche allegorische Bedeutungen hinweist.

10 Vgl. Origenes: Werke, hg. Wilhelm Adolf Baehrens, GCS Bd. VIII, Leipzig 1925, 61ff.

11 Einen guten Überblick über die verschiedenen Auslegungen findet man bei Richard A. Norris Jr. (Hg.): The Song of Songs. Interpreted by Early Christian and Medieval Commentators, Grand Rapids / Cambridge, 2003.

stand von Predigten wird, thematisieren wir eher unsere Sehnsucht nach Gott. Die damit verbundene Irritation wird in der Predigt kurz benannt, aber es bleibt den Hörern und Hörerinnen überlassen, ob sie sich die Deutung zu eigen machen:

Fühle ich mich überhaupt angesprochen, wenn es heißt: Komm, meine Schöne? (Ich überlasse es den Männern, das in einer angemessenen Weise für sich umzuformulieren.) Kann ich glauben, dass Gott in mir seine *Schöne* sieht, dass er mich meint, mich will?

Der Fokus der folgenden Verse liegt auf dem Werben des Liebhabers, das die junge Frau im Hause durchs Gitter hört, dem sie allerdings noch nicht Folge leistet. Noch bleibt sie im Haus und hört nur zu. Die Predigt deutet Winter, Haus und Wand als Bilder für innere Hindernisse, die einer erfüllten, leidenschaftlichen Beziehung zu Gott im Wege stehen können:

Vielleicht ist etwas in mir festgefroren durch Schmerz und Verlust. Vielleicht ist Winter in meiner Seele, weil zu viele gestorben sind, oder weil eine Liebe zerbrochen ist, oder weil mir etwas Wichtiges versagt geblieben ist. Für eine neue, intensive Beziehung zu Gott, für große Gefühle und Leidenschaft fehlt einfach die Kraft.

Vielleicht ist aber auch gar nichts Dramatisches passiert, sondern ich bin einfach nur eingehaust in einer Routine des Lebens und Glaubens, die durchaus gut läuft, aber ohne besondere Ausschläge. Alles schön eingespielt und vertraut, alles ruhig, gemütlich und sicher wie das sprichwörtliche Amen in der Kirche. Warum sollte ich das aufs Spiel setzen?

Vielleicht steht zwischen mir und Gott aber auch eine Wand des Misstrauens. Es kann sein, dass das ganze Elend, das wir jeden Tag mit ansehen müssen, wie eine Wand zwischen Gott und mir steht, dass ich das nicht mehr zusammenbringe mit dem Gott, dem ich doch eigentlich vertrauen soll.

Vielleicht habe ich auch ganz persönlich etwas erleben und erleiden müssen, bei dem ich mich von Gott im Stich gelassen fühlte. Das soll nicht nochmal passieren. Ich lasse ihn nicht mehr ganz an mich heran, ich verlasse mich nicht mehr auf ihn. Sein Wort höre ich allenfalls durch vergitterte Fenster, indirekt, in schönen Konzerten vielleicht oder per Bachkantate oder in kultivierten Predigten, aber mein Herz, meine Seele bleiben unter Kontrolle, sicher hinter der Wand.

Es kann noch unendlich viele andere Gründe geben, warum wir das mit Gott und dem Glauben und der Kirche eher gemäßigt angehen. Warum wir das mit der Erotik und der Leidenschaft in unserer Beziehung zu Gott eher nicht haben wollen. Warum wir ganz gern drinnen im Hause bleiben, in unseren gewohnten Räumen. Warum wir Gott hinter der Wand stehen lassen und davon ausgehen, dass Winter ist und noch lange kein Frühling.

Die Predigt über Hld 2, 8-13 kann sich so auf den Lockruf, auf den Ton der Sehnsucht beziehen und den Hörern die Möglichkeit eröffnen, sich gemeint zu wissen vom Sehnsuchtsruf Gottes. Zugleich kommt auch das in den Blick, was einer leidenschaftlichen, liebenden Beziehung zu Gott im Wege steht. Dazu passt, dass der Advent als Zeit der Vorbereitung auf das Kommen, als Beginn des neuen Kirchenjahres und als traditionelle Bußzeit ohnehin dazu geeignet ist, die Qualität der eigenen Gottesbeziehung zu überprüfen.

Advent kann heißen: Herauszu gehen aus dem Haus der Gewohnheit und Sicherheit und einen neuen Glaubensfrühling zu erleben. Das große *Komm!* zu hören und es wagen, ihm zu folgen.

Advent kann aber auch heißen: Hinzuschauen, zu sehen, zu spüren, zu erkennen, wo noch Winter ist. Die eigene innere Dunkelheit und Kälte anzuschauen. Zu sehen, zu spüren, zu erkennen, wo die Wand ist. Erkennen, was uns noch hindert, was uns von Gott fernhält, oder was ihn von uns fernhält, und dem nicht auszuweichen, sondern sich dem zu stellen. Auch dazu ist die Adventszeit gut.

Die Predigt konzentriert sich am Schluss vor allem auf den Lockruf des Geliebten, und sie legt noch einmal offen, dass es bei den Hörenden liegt, ob sie in dieser alttestamentlichen Liebespoesie die Stimme Gottes erkennen können oder wollen und auf sie antworten.

Heute hören wir die große Verheißung: Die Nacht ist schon fast vorbei. Und wir hören zärtliche, sehnsüchtige Worte: *Steh auf, meine Freundin, und komm, meine Schöne, komm her.* Wagen wir es, sie als Gottes Worte zu hören. Wagen wir es, sie zu hören als das Werben des Großen Liebhabers um jede und jeden von uns. Und antworten wir darauf, so, wie wir es jetzt, heute eben können.

Die Worte aus Hld 2, 8-13 bereichern den 2. Advent um den Klang der Sehnsucht und der Liebe. Sie eröffnen die Möglichkeit, die Beziehung zwischen Gott und uns explizit als Liebesbeziehung zu verstehen. Die im Text enthaltenen Bilder werden sich immer wieder neu und anders deuten lassen. Ein transparentes, vorsichtig allegorisches Verfahren in der Auslegung steht dabei durchaus im Einklang mit dem breiten Strom der Wirkungsgeschichte.

Nicht nur leere Worte!

Die Perikopenrevision als Chance für Auftrag und Sendung der Gemeinden

KERSTIN OFFERMANN

Wenn man danach fragt, welche Chancen in der Revision der Perikopenordnung für die Gemeinden und ihre Mission liegen, dann eröffnet sich bei eingehender Betrachtung eine Perspektive nach innen in die Gemeinde hinein und eine Perspektive nach außen über die sonntägliche Gemeinde hinaus.

Zunächst fällt der Blick nach innen: Die Revision kann dazu beitragen, Bibelkompetenz und Sprachfähigkeit der Gemeinden zu stärken.

Im Hinblick auf Bibelkompetenz und Sprachfähigkeit ist es erfreulich und anregend, dass sich die Vielfalt der biblischen Texte nun noch deutlicher in der Perikopenordnung wiederfinden lässt. So können sonntägliche Lesungen zu einer besseren Kenntnis der biblischen Schriften beitragen. Allerdings ist evident, dass bloßes Hören von Texten, selbst wenn es wiederholt und regelmäßig ist, eine geringe Nachhaltigkeit hat. Der entscheidende Gewinn der größeren Vielfalt biblischer Texte liegt meiner Meinung nach darin, dass Menschen durch sie im Gottesdienst in größerer Bandbreite erfahren und einüben können, auf welche vielfältigen Weisen sich die biblischen Texte mit dem eigenen Leben, dem eigenen Glauben und der eigenen Spiritualität verknüpfen lassen. Die Revision bemüht sich, einen „Textraum“ zu schaffen, indem die Konsonanz der Texte und die Vielfalt der biblischen Ausdrucksformen einen Raum dafür schaffen, in der Begegnung mit den biblischen Texten die Erfahrung einer Begegnung mit Gott zu ermöglichen.

Diese Begegnungen können dabei in unterschiedlicher Weise erfahren werden:

Biblische Texte können zu eigenen Gebetstexten werden und damit mein Gebetsleben bereichern. Sie können als literarische Texte oder als historische Texte gelesen werden, die meinem Leben gegenüber stehen und mir dadurch zu Gesprächspartner werden.

Sie sind Erzählungen und Erfahrungsberichte anderer Menschen, erfreulicherweise nun auch vermehrt aus der Perspektive von Frauen, die in den Texten mit mir teilen, wie für sie Gott und Welt, Glauben und Leben zusammengehören. Damit erweitern sie meine Sicht von Gott und auch die Wahrnehmung meines eigenen Lebens.

Sie können aber auch ganz unmittelbar als Botschaft von Gott an mich gelesen werden, die für mich zu Wegweisung und zu Lebensworten werden.

Die biblischen Texte haben eine eigene Schönheit, in der sie für sich stehen und es wert sind, wahrgenommen zu werden und sie haben zugleich eine Tiefe und eine Kraft, der es gelingt, den Graben zwischen damals und heute immer wieder zu überwinden und mit meiner Lebenswelt in Verbindung zu treten. Die biblischen Traditionen leihen uns Worte, wenn die eigenen Worte zu blass und oberflächlich erscheinen und sprechen Wahrheiten und Gefühle aus, die sonst verborgen und ungesagt bleiben würden.

Damit trägt der Reichtum an biblischen Texten auch zu einer gestärkten Sprachfähigkeit der Gemeinde in Bezug auf ihren Glauben bei: Mit den biblischen Geschichten, Gebeten und Berichten wächst in der Gemeinde und auch im einzelnen Gemeindeglied ein immer größeres Reservoir an Glaubenssprache. Die Texte und der gottesdienstliche Umgang mit Ihnen ermöglichen es, Gedankengänge, Zusammenhänge und Ideen der christlichen Tradition mit eigenen Worten auszusagen. Wird diese Übersetzungsarbeit regelmäßig mitvollzogen, ist es auch einfacher, sie selbst in alltäglichen Kontexten auszuprobieren. Biblische Erzählungen, Gebete und Trostworte finden so Eingang in Gespräche am Krankenbett, in Krisensituationen, aber auch im Gespräch über den Gartenzaun.

Die Perikopenrevision bemüht sich, den jeweiligen „roten Faden“ der sonntäglichen Texte und Lieder deutlich zu machen. Das ist von der Praxis der Gemeinde her begrüßenswert, macht es doch eine Verknüpfung mit dem alltäglichen Leben im und nach dem Gottesdienst einfacher. Außerdem lässt es auch für unregelmäßige Gottesdienstbesuchende die verschiedenen Elemente weniger zufällig erscheinen und schafft so eine nachvollziehbare Einheit, die als sinnvolles Ganzes erlebt wird: Im Rückschluss erscheinen dann auch Bibel und Glaube selbst als in sich schlüssig, sinnvoll und verknüpfbar. Ein solcher roter Faden macht es außerdem dem Besuchenden im Nachhinein auch leichter, sich an den Gottesdienst zu erinnern und sich seine Aussagen wieder ins Gedächtnis zu rufen, was zu einer wünschenswerten Vertiefung, Aneignung und alltäglichen Relevanz führt.

Diese vielen und verschiedenen Dimensionen der biblischen Texte finden sich in der erneuerten Lese- und Predigttextordnung wieder. Es ist die große Chance der Revision, dass Menschen den Umgang mit der Vielfalt und dem Facettenreichtum der biblischen Texte im Gottesdienst und außerhalb davon erfahren und einüben können und sie somit die Relevanz der biblischen Texte für ihr Leben entdecken.

Aber grade bei der Frage der Relevanz für die Mission der Gemeinden, fällt der Blick auch nach außen. Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint es bemerkenswert, dass die Revision Impulse enthält, die Geschichte Jesu vermehrt im Gottesdienst zu erzählen und ihre Relevanz für die Lebenswelt zu erschließen.

In der Außenwirkung ist der regelmäßig stattfindende Sonntagsgottesdienst ein Angebot, das es Menschen ermöglicht, einfach mal auszuprobieren, ob der christliche Glaube was für sie sein könnte. Die Veranstaltung ist öffentlich, regelmäßig und leicht zugänglich. Wenn es sich nicht gerade um einen Gottesdienst in der eigenen Dorfkirche handelt, können Menschen unverbindlich und unerkannt hineinschnuppern und dann auch wieder ihrer Wege gehen. Oder sich schrittweise näher mit dem Evangelium und der christlichen Gemeinde beschäftigen.

Die Perikopenrevision ermöglicht es nun, durch die prägende Rolle des Leseevangeliums für den Sonntag, im Zusammenklang mit den anderen biblischen Texten und Liedern jeden Sonntag einen Aspekt der Geschichte Jesu Christi zum Klingen zu bringen. Sonntag für Sonntag bietet sie Anlass, die Jesus-Geschichte zu erzählen und für die Menschen in ihrer je eigenen Lebenswelt der Gemeinde zu konkretisieren. Es ist ein zentraler Teil der Mission der Gemeinde Jesu Christi, sein Leben, seine Worte und sein Wirken zu erzählen. Alleine in der erzählenden Annäherung an die Person Jesu

Christi liegt eine große Faszination die unaufgeregt und nicht manipulativ Glauben anbietet und dazu einlädt.

Regelmäßige und zufällige Besuchende begegnen im Gottesdienst in den biblischen Texten der Lebensgeschichte und der Wirkungsgeschichte Jesu Christi. Sie entdecken dabei Altbekanntes neu oder bisher Unentdecktes und erfahren, wie ihr eigenes Leben damit in Beziehung gesetzt wird.

Die Vielfalt der biblischen Texte, der Lieder und ihrer Zuordnungen im gottesdienstlichen Geschehen entfaltet die in den biblischen Texten immanente Vielfalt, die in jeder neuen Situation neu und unerwartet zu den Menschen zu reden vermag. In der Einleitung der Perikopenrevision heißt es dazu: „Schon jeder biblische Text trägt aufgrund seines Inhalts und seiner Sprachform das Potential zu unterschiedlichen thematischen Akzentuierungen; noch mehr gilt dies für das Zusammenspiel der verschiedenen Texte in dem Textraum eines Propriums.“ (S. 21)

Die Revision hat also ein Interesse daran, eine Offenheit dafür zu schaffen und zu stärken, allsonntäglich in den Gottesdienst das, „was dran“ ist, einzubringen und zum Mitklingen mit den biblischen Texten und Liedern zu bringen.

Durch einen ausführlichen thematischen Teil im Anhang in Ergänzung zu den sonntäglichen Perikopen nimmt die Revision diese Herausforderung des alltäglichen Lebens an den sonntäglichen Gottesdienst auf. Hilfreich ist in diesem Zusammenhang auch die über den sonntäglichen Regelgottesdienst hinausweisende Perspektive, die Familiengottesdienste und Kindergottesdienste mit in den Blick nimmt.

Zu beidem, zu Themenreihen und zu Familien- und Kindergottesdiensten hätte man sich noch einen etwas reicheren Fundus an Konsonanz-Texten und Liedern gewünscht. Gerade Lieder transportieren die Botschaft des Evangeliums in Tiefenschichten der Wahrnehmung, die von bloßem Hören von Texten selten erreicht werden. Umso mehr wünschte man sich auch eine Ergänzung der Vorschläge zu thematischen oder biblischen Reihen und zu den Familien- und Kindergottesdiensten durch Liedvorschläge. Es ist allerdings aus der gemeindemissionarischen Perspektive heraus zu begrüßen, dass die Revision in der zugeordneten Liedauswahl die Vielfalt zum Kriterium der Auswahl gemacht hat. So wird unterschiedlichen Menschen mit unterschiedlichem Liedgeschmack aus unterschiedlichen Milieus ein Zugang zum gottesdienstlichen Thema ermöglicht.

Erfreulicherweise ist es hier auch mitunter gelungen, wünschenswerte Querverbindungen zu unseren ökumenischen Glaubensgeschwistern zu schaffen: Auf ökumenisches Liedgut wurde ein besonderer Augenmerk gerichtet.

Darüber hinaus konnte für manche Tage auch eine ökumenische Parallele in den biblischen Texten erreicht werden (so: Kol 3, 1-4 am Ostermontag). Das ist sehr erfreulich, da gerade im ökumenischen Miteinander der Christinnen und Christen ein großes Erneuerungspotential für die Gemeinden und ihre Mission liegt. Hier wünschte man sich noch mehr textliche Verbindungen und Ideen zur Umsetzung.

So ist es bedauerlich, wenn auch nachvollziehbar für eine evangelische Neuordnung, dass ökumenische gottesdienstorientierte Aktivitäten, wie die Allianz-Gebetswoche, Gebetswoche für die Einheit der Christinnen und Christen oder der ökumenische Bibelsonntag im Gesamt-Zusammenhang der Perikopenrevision leider wenig aufgenommen wurden. Solche ökumenischen gottesdienstlichen Impulse werden von außen

als glaubwürdige Zeichen des christlichen Glaubens wahrgenommen und hätten eine Erwähnung als Bereicherung und Ergänzung des gottesdienstlichen Geschehens verdient.

Auch ein paar Hinweise und Vorschläge zu einem ergänzenden und kreativen Umgang mit anderen Bibelübersetzungen könnte für den Zusammenhang der hier beschriebenen und angedachten Wirkungen der Revision auf die Gemeinde und ihre Mission produktiv sein.

Ein zentraler Impuls für eine Außenwirkung des gottesdienstlichen Lebens der Gemeinde den die Revision zu setzen vermag, ist ohne Zweifel die Anregung zu einer gelegentlichen und gut vorbereiteten thematischen Zuspitzung des sonntäglichen Gottesdienstes. Sie inspiriert dazu auch über den Gottesdienst hinaus nach anderen Querverbindungen zwischen dem Alltagsleben der Menschen und dem Gottesdienst in dem anvisierten Themenbereich zu fragen: Welche anderen (Gemeinde-) Aktivitäten könnten eine thematische Gottesdienstreihe zu diesem lebensaktuellen Thema aufnehmen und so Alltag und Sonntag in relevanter Weise verknüpfen?

Die Revision wollte moderat sein. Daher sind auch ihre verändernden Auswirkungen moderat. Aber auch in einer moderaten Revision steckt ein Veränderungs- und Aufmerksamkeitspotential. Durch die überprüfende Infragestellung des allsonntäglichen Ablaufs wird der Blick der gottesdienstlichen „Profis“, aber auch der Gemeinde insgesamt auf das Geschehen im Gottesdienst gelenkt und es stellen sich die Fragen: Sind wir mit dem zufrieden, was da geschieht? Ist für uns plausibel, warum was im Gottesdienst gesagt und gesungen und getan wird? Sehen wir einen roten Faden? Erzählt es von Jesus Christus? Stärkt es den eigenen Glauben und die Gemeinschaft mit den Glaubensgeschwistern? Ist es für meinen Alltag bedeutsam?

Wahrscheinlich trägt jede und jeder, die oder der regelmäßig sonntags Gottesdienste besucht, heimlich eine Sehnsucht danach in sich, dass noch mehr möglich wäre: mehr Gottesbegegnung, mehr Alltagsrelevanz, mehr Außenwirkung. Wenn sich also der Blick dank der Perikopenrevision derzeit auf den sonntäglichen Gottesdienst richtet, dann liegt darin die Chance, solche latenten Wünsche einmal öffentlich anzusprechen und nach Realisierungen zu suchen. Aber es liegt auch die Chance darin, anerkennend wahrzunehmen, was schon da ist und welches Potential die sonntäglichen Gottesdienste schon jetzt haben.

In diesem Sinne wünschen wir den Gemeinden und der Perikopenordnung, dass beide vom Kairos der Revision profitieren, damit die Gemeinden in ihrer je eigenen Mission und Situation unterstützt und inspiriert werden.

Die Relevanz der Perikopenrevision für die Jugendarbeit

BERND WILDERMUTH

„Die Perikopen repräsentieren ja zu allen uns überschaubaren Zeiten nichts Geringeres als den keineswegs beliebigen Schriftgebrauch, jenen *usus scripturae*, mittels dessen die Christenheit – wie die Reformation es ausdrückte – ihr ‚public docere‘ (CAXIV) und damit ihre ‚praedicatio verbi Dei‘ (Conf. Helv. Post. I,21) wahrnimmt.“¹ Mit anderen Worten: Die Bedeutung der Perikopenordnung, also die Frage, welche Texte im Gottesdienst gelesen und gepredigt werden, ist für das gemeindliche Leben zentral. Die Perikopenordnung gewährleistet, dass Gottes Wort in geordneter Weise in der Gemeinde Woche für Woche zu Gehör gebracht und gepredigt wird.

Aber welche Bedeutung hat die Perikopenordnung in der evangelischen Jugendarbeit? Welche Rolle spielt sie dort? Dies gilt es zuerst zu klären, bevor man sich der Frage der Relevanz der Revision der Perikopenordnung für die evangelische Jugendarbeit stellt. Einfach nur darauf zu verweisen, dass Jugendliche als Teil der Gemeinde ja auch am gottesdienstlichen Leben partizipieren – in vielen Gemeinden sichtbar durch die Anwesenheit der Konfirmandinnen und Konfirmanden im sonntäglichen Gottesdienst –, genügt nicht. Diese Jugendlichen repräsentieren die gemeindliche Konfirmandenarbeit und sind nicht Teil der verbandlich verfassten evangelischen Jugendarbeit.

1. Die Mitte evangelischer Jugendarbeit

„Das Markenzeichen der evangelischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist die Gruppe.“² Zentral für die Evangelische Jugendarbeit ist die Gruppenarbeit. Ob in Jungscharen oder Jugendkreisen, bei der Stadtranderholung und auch auf Freizeiten, die Arbeit in und mit der Gruppe ist die Vergemeinschaftungsform schlechthin. Ihr geistliches Profil bekommen all diese durchaus unterschiedlichen Jugendgruppen durch Andachten, Gebete und Lieder. Man sitzt dabei in aller Regel im Kreis. Wenn eine Andacht gehalten, wenn in der Gruppe gesungen und gebetet wird, ist die Perikopenordnung weit weg. Sie hat in der Perspektive der Jugendarbeit ihren Ort im Sonn- und Feiertagsgottesdienst der Kirchengemeinde. „Meist empfinden Jugendliche – und besonders Konfirmandinnen und Konfirmanden – den Gottesdienst aber als eine fremde

1 Bloth, Peter C.: Die Perikopen, in: Hans-Christoph Schmidt-Lauber / Michael Meyer-Blanck / Karl-Heinz Bieritz (Hg.): Handbuch der Liturgik, 3. vollständig neu und ergänzte Auflage, Göttingen 2003, 720.

2 Baur, Werner / Heckel, Ulrich / Kreplin, Matthias / Schneider-Harpprecht, Christoph: Landschaften statt Inseln: Die zusammengehörige Vielfalt der Kinder- und Jugendangebote, in: Wolfgang Ilg / Gottfried Heinzmann / Mike Cares (Hg.): Jugend zählt – Ergebnisse, Herausforderungen und Perspektiven aus der Statistik 2013, buch und musik, Stuttgart 2014, 277.

Welt.³ Das konstatierte Hans-Martin Lübking schon vor 20 Jahren und die Milieuforschung sagt, dass die Form der Gottesdienstfeier von Jugendlichen nicht als Teil ihrer Lebenskultur wahrgenommen wird. „Es zeigt sich sogar, dass sich der Negativeindruck von Gottesdiensten während der Konfi-Zeit weiter verstärkt, sodass nüchtern festgestellt werden muss, dass die Gottesdiensterfahrungen im Rahmen der Konfi-Zeit eine Barriere für den Übergang in die evangelische Jugendarbeit darstellen.“⁴

Eher gewinnt der Plan für den Kindergottesdienst mit seinen Erzählreihen und den dazu veröffentlichten Materialien Bedeutung in der Jungschararbeit oder in Kooperationen zwischen Kindergottesdienst und Jugendarbeit.

2. Der Jugendgottesdienst⁵

Der Ort in der Jugendarbeit, an der die Perikopenordnung zum Tragen kommen könnte, wäre der Jugendgottesdienst.

Wer sich mit dem Suchbegriff „Jugendgottesdienst“ im Internet durch die diversen Hinweise und Angebote zu Jugendgottesdiensten klickt, stellt allerdings schnell fest: Bibeltexte, gar eine Perikopenordnung stehen bei Ankündigung und Vorstellung von Jugendgottesdiensten nicht im Vordergrund. Das hat einen ganz praktischen Grund. Im Gegensatz zur Jungschar und zu Jugendkreisgruppen, finden Jugendgottesdienste nicht wöchentlich oder zweiwöchentlich statt, sondern nur wenige Male im Jahr. Eine Ausnahme bilden die Jugendkirchen und Jugendgemeinden. Aber auch hier ist der Rhythmus, in dem Jugendgottesdienste gefeiert werden, eher vierzehntäglich, denn wöchentlich. Nach der Erhebung der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in den evangelischen Kirchen Badens und Württembergs werden nur in 15% der Kirchengemeinden Jugendgottesdienste gefeiert.⁶ Jugendgottesdienste sind nicht nur in Jugendkirchen und Jugendgemeinden und Städten überparochial organisiert. Ein durchschnittlicher Jugendgottesdienst in Baden-Württemberg wird von 50 Jugendlichen besucht und von neun Mitarbeitenden verantwortet. 40% dieser Mitarbeitenden sind unter 18 Jahre alt. Die Altersstruktur der Teilnehmenden sieht nur leicht anders aus. Hier sind 41% der Jugendgottesdienstbesucher zwischen 13 und 16 Jahre alt, und weitere 26% zwischen 17 und 20 Jahre. Deutlich wird dadurch: Nicht nur das Alter der Teilnehmer, auch das Alter der Vorbereitungsgruppe macht einen Gottesdienst zu einem Jugendgottesdienst. Neben diesem empirisch-demografischen Befund, gibt es aber noch andere Phänomene, die einen Gottesdienst zu einem Jugendgottesdienst machen.⁷

3 Lübking, Hans Martin: Gottesdienst für Jugendliche – Praxismaterialien für alle Sonn- und Feiertage, Perikopenreihe 1, Düsseldorf 1996, 4.

4 Kopp, Hansjörg / Hügin, Stefanie / Kaupp, Steffen / Borchard, Inga / Calmbach, Marc (Hg.): Brücken und Barrieren – Jugendliche auf dem Weg in die evangelische Jugendarbeit, Stuttgart 2013, 209.

5 Einen sehr guten Einblick in über 140 Jugendgottesdienstorte vor allem im süddeutschen Raum bietet die Internetplattform Jugonet, die gemeinsam vom Evang. Jugendwerk Württemberg und dem Evang. Landesjugendpfarramt betrieben wird. <http://www.jugendgottesdienste.de/>.

6 Ilg, Wolfgang / Heinzmann, Gottfried / Cares, Mike (Hg.): Jugend zählt – Ergebnisse, Herausforderungen und Perspektiven aus der Statistik 2013, buch und musik, Stuttgart 2014, 147

7 Vgl. hierzu auch: Kaupp, Steffen / Wildermuth, Bernd: Art. Jugendgottesdienst, in: Yvonne Kaiser u.a. (Hg.): Handbuch Jugend – Evangelische Perspektiven, Opladen 2013, 379-382

2.1 Das Team

Dort, wo Jugendgottesdienste in einem bestimmten Turnus mehrmals im Jahr gefeiert werden, werden diese immer von einem Mitarbeiterteam getragen, das seinen Ort in der gemeindlichen oder übergemeindlichen evangelischen Jugendarbeit hat. Dieses Team plant die Gottesdienste, bereitet sie vor und führt sie durch. Die Teams können Teil einer Jugendkirche bzw. Jugendgemeinde sein, oder es ist der Jugendkreis in der Ortsgemeinde oder im Kirchenbezirk, der ein-, zweimal oder mehrmals im Jahr einen Jugendgottesdienst veranstaltet und feiert.

„Gerade in einer Zeit unablässiger Veränderung erscheint Stabilität als Wert an sich[,] die normierende Wirkung wird akzeptiert und als Entlastung von Entscheidungsdruck erlebt.“ Diese Feststellung von Christine Jahn zur Perikopenrevision gilt für den gemeindlichen Sonntagsgottesdienst und den ihn verantwortenden Personen. Genau diese entlastende Wirkung durch Normierung gibt es im Bereich der Jugendgottesdienste nicht. Auch liturgisch wollen Jugendliche „ihr Ding machen“ ganz im Sinne des KJHG (Kinder- und Jugendhilfegesetz), das verbandliche Jugendarbeit nur dort anerkennt, wo sie freiwillig, partizipatorisch und selbstbestimmt erfolgt. Programmatisch haben Rolf Ulmer, Frithjof Rittberger, Anne Winter und Dirk Walliser als Aufgabe der evangelischen Jugendarbeit formuliert: Es gilt „den Gottesdienst mit Jugendlichen [immer wieder] ganz neu zu erfinden.“⁸ Nur durch Partizipation, durch eigene Entscheidung geschieht Aneignung.

2.2 Die Form

Neben der Predigt, sind Anspiele, Interviews, Filmausschnitte, Pantomimen, Lobpreis oder „offene“ Phasen Bestandteile eines Jugendgottesdienstes. Das hängt weniger von den Vorgaben, als vielmehr von den Neigungen und Begabungen des Vorbereitungsteams ab. Ein Jugendgottesdienst ohne „Band“ ist allerdings kaum vorstellbar, ganz gleich ob eher Lobpreis- oder Sacropplieder gesungen werden. Vielfach bilden sich im Blick auf das gesungene Liedgut Ortstraditionen heraus. Auf Choräle wird äußerst selten zurückgegriffen. Valide Erhebungen im Blick auf das Liedgut in Jugendgottesdiensten wären interessant, es gibt sie aber leider nicht. Ein Versuch, dieses unterschiedliche Liedgut, vom Choral bis zum Hillsong, vom Taizegesang bis zum Oldie, unter inhaltlichen Kategorien zusammenzuführen und zu verbinden ist „DAS LIEDERBUCH“ aus dem Evangelischen Jugendwerk in Württemberg.⁹ Ob es ihm gelingt den Status eines *Jugendgottesdienst-EG* zu erlangen, wird sich weisen. Es dokumentiert aber die Vielfältigkeit und Heterogenität der Liedkultur in der evangelischen Jugendarbeit.

8 Ulmer, Rolf: One of us – Praxisbuch Jugendgottesdienst und Jugendkirche, Stuttgart 2004, 50

9 Heinzmann, Gottfried / Eißler, Hans-Joachim: DAS LIEDERBUCH, Stuttgart 2013.

2.3 Die Inhalte

Den Inhalt eines Sonntagsgottesdienstes prägen die durch die Perikopenordnung vorgegebenen Bibeltexte. Sie sind Grundlage von Schriftlesung und Predigt. Lieder und Gebete sind auf sie hin abgestimmt. Ein Jugendgottesdienst dagegen hat ein Thema, eine Aussage oder wirft auch mal eine Frage auf: „Risiko – Aufgabe erfüllt?“; „Wer will der kriegt!“; „Das Schönheitsgeheimnis“ oder „Gospelmesse MYTERION“¹⁰ lauten die Titel der Jugendgottesdienste für die auf Flyern, Plakaten und in Programmheften geworben wird. Die Themen sollen Jugendliche auf ihre Lebensfragen ansprechen und so für das Format Gottesdienst interessieren. Die Predigt oder besser die Ansprache hat sich folgerichtig dem Thema zu stellen. Ob darin ein Bibeltext vorkommt und gelesen wird, ist eine offene Frage. Wenn denn explizit ein Bibeltext als Predigt- und Gottesdienstgrundlage herangezogen wird, dann ist es häufig ein Losungstext. Insbesondere die Jahreslosung dient häufig als Text und Themengeber für einen Jugendgottesdienst. Der thematische rote Faden für die Feier eines Gemeindegottesdienstes am Sonntagmorgen und der rote Faden eines Jugendgottesdienstes liegen vermutlich näher beieinander als die hier dargelegten Differenzen vermuten lassen. Auch wenn Einstieg und Ausgangspunkt eines Jugendgottesdienstes in der Lebenswelt der Jugendlichen und ihren Fragen liegt, so lautet doch die zweite Frage: Mit welchen biblischen Texten, Tradition und Liedern kann dieses Thema ins Gespräch gebracht werden und lassen sich aus dieser Perspektive heraus Antworten formulieren?¹¹ Im sonntäglichen Gottesdienst ist das hermeneutische Geschehen gerade anders herum: Aus den vorgeschlagenen Texten und Liedern entwickelt sich ein Thema und es führt hinein in die Lebenswelt der Gottesdienstteilnehmer.

3. Fazit – Würdigung – Ausblick

Alle empirischen Befunde und Beschreibungen legen den Schluss nahe: Die Perikopenordnung hat für die evangelische Jugendarbeit und auch für die Gestaltung und Inszenierung von Jugendgottesdiensten bisher keine praktische Relevanz gehabt. Denn: Jugendgottesdienste sind nicht Sonntag für Sonntag gesetzt, sondern werden immer wieder neu geschaffen und erfunden. Und auch dort, wo Jugendgottesdienste in großer Regelmäßigkeit und häufig gefeiert werden, bleibt die Orientierung an selbstgewählten und nicht vorgegebenen Themen bestehen.

Kann die Revision der Perikopenordnung daran etwas ändern? Ja, indem sie Möglichkeiten schafft, entdeckt und gewählt zu werden. Ein Zugang der der Jugendgottesdienstkultur entgegenkommt, sind die aufbereiteten Themenfelder im III. Teil des

10 Das sind die Themen der Gottesdienste der jungen Kirche Nürnberg LUX im Programmheft Januar-April 2015.

11 Exemplarisch für diese hermeneutische Frage ist das 2014 von der aeJ, dem Bibellesebund und vielen anderen Partnern der evangelischen Jugendarbeit gestartete Projekt DEINE FRAGE. Es will biblische Texte und die Lebenswelt Jugendlicher ausgehend von deren Fragen ins Gespräch bringen. Siehe www.deinefrage.de.

Erprobungsenwurfs.¹² Hier wird nämlich genau der Weg beschritten, wie er in Jugendgottesdiensten üblich ist: „Wir wollen einen Gottesdienst zum Thema ‚Arm und Reich‘ machen!“ Die Überarbeitung des dritten Teils der Perikopenordnung gibt damit z.B. dem Jugendmitarbeiterteam einer Gemeinde ein hilfreiches Werkzeug an die Hand. Diese Umkehrung, vom Thema zum Text, könnte in einer Art Rückübersetzung die gesamte Perikopenordnung für die Jugendarbeit fruchtbar machen. Beispielhaft und nur ganz kurz angerissen könnte das für den 6. Sonntag nach Trinitatis – auch wenn es hier keinen Revisionsvorschlag gibt – etwa so aussehen:

Proprium des Sonntags: Taufe. Lebensthema: Wer bin ich?

Bibeltext	Mögliche Jugendgottesdienstthemen
Mt 28,16-20	Wieviel Auftrag darf es denn sein? // Lebensauftrag – ja gibt 's denn das?
Röm 6,3-8(9-11)	Nur wo Altes stirbt, kann Neues wachsen – bist Du bereit? // Keine Angst vorm Tod – er kann zuweilen hilfreich sein!
Jes 43,1-7	Furchtlos und treu – nur mit dir // Durch dick und dünn – Freunde fürs Leben
1. Petr 2,2-10	Wie viel Gegenwind verträgst du? // Es lohnt sich Anstoß zu erregen
Apg 8,26-39	Bedienungsanleitung/Begleitung gesucht // Ich hab da mal 'ne Frage
5. Mose 7,6-12	Ausgewählt, einfach nur so // Liebe hat immer zwei Seiten

Nur über diesen Zwischenschritt werden die Ergebnisse der Revision der Perikopenordnung – stärkere Berücksichtigung alttestamentlicher Texte, insbesondere die Hereinnahme der Psalmen und von Texten, die zum biblischen Kernbestand gehören – fruchtbar gemacht werden können. Nur so wird das intendierte hermeneutische Wechselspiel von Altem und Neuem Testament auch in der Jugendarbeit ankommen. Sehr zu begrüßen ist, dass Lieder, die seit vielen Jahren zum Kernbestand jugendgottesdienstlichen Liedguts gehören, wie etwa „Ich lobe meinen Gott, er aus der Tiefe mich holt“, „Wir haben Gottes Spuren festgestellt“ oder „Kommt, atmet auf, ihr sollt leben“, in der neuen Perikopenordnung zu Wochenliedern erhoben werden sollen. Das zeigt auch, dass Jugendgottesdienste ein Experimentier- und Erprobungsfeld für den sonn-

¹² Kirchenämter EKD, UEK, VELKD (Hg.): Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte – Entwurf zur Erprobung, 531-544.

täglichen Gemeindegottesdienst sind und, dass das, was heute als neu daherkommt, morgen zur Tradition gehören kann. Ob das auch für die heute in fast jedem Jugendgottesdienst gesungenen Lobpreislieder gelten wird, wird sich bei der nächsten Revision der Perikopenordnung erweisen.

Die Perikopenordnung und der Plan für den Kindergottesdienst – Gemeinsamkeiten und Unterschiede

KIRSTI GREIER UND KERSTIN OTHMER-HAAKE

Die Perikopenordnung wird derzeit einer Revision unterzogen. Anfragen werden gestellt, Veränderungen und Ergänzungen erwogen und diskutiert. Eine immer wieder auftauchende Frage ist, warum nicht im Kindergottesdienst dieselben Texte thematisiert werden, wie im Erwachsenengottesdienst. Wo Erwachsene und Kinder zusammen den Gottesdienst beginnen oder gar bis auf den Verkündigungsteil ganz gemeinsam feiern, wird das bisweilen bedauert und eine Angleichung sogar gefordert. Deshalb ist es wichtig, die vielen Gemeinsamkeiten noch einmal deutlich herauszustellen und die berechtigten, sinnvollen Unterschiede zu markieren.

Kindergottesdienst ist, nicht anders als Erwachsenengottesdienst, von seinem Wesen her Gottesdienst. Von daher bildet das Gottesdienstbuch die gemeinsame Grundlage für den gottesdienstlichen Ablauf.

Die dort entfaltenen vier Grundschriffe, Eröffnung und Anrufung (Ankommen und Begrüßen), Verkündigung und Bekenntnis (Hören und Antworten), Abendmahl (Fest und Feier), Sendung und Segen, stellen die gemeinsame Basis für alle Gottesdienste dar.

Sie sind auch grundlegend für den „Plan für Kindergottesdienst“. Eine Einführung dazu wird im „Plan“, der als Handbuch und Leitfaden für Verantwortliche im Kindergottesdienst konzipiert ist, vorangestellt. Die Wiedererkennbarkeit dieser gemeinsamen Grundstruktur bildet eine verlässliche Brücke zwischen allen gottesdienstlichen Angeboten.

Ebenso folgen die Gottesdienste für Erwachsene wie für Kinder dem Kirchenjahr. Von dieser Verortung her erhalten die Gottesdienste ihren inneren und äußeren Zusammenhang. Von daher erhalten die gottesdienstlichen Angebote sowohl für Erwachsene als auch für Kinder ihre Klangfarbe und ihr Thema. Fundamentale Wesensmerkmale von Erwachsenengottesdiensten und Kindergottesdiensten sind also identisch, das Grundanliegen von Perikopenordnung und „Plan für den Kindergottesdienst“ ist ein gemeinsames.

Die Frage nach der Notwendigkeit der Unterschiede berührt eine im Blick auf den Kindergottesdienst historische Frage: „Ist der Kindergottesdienst dazu da, Kinder auf den Erwachsenengottesdienst vorzubereiten, oder ist der Kindergottesdienst eine selbstständige Größe, von eigenem Wert und unabhängiger Bedeutung?“

Diese Frage wurde und wird kontrovers diskutiert. Ich beantworte sie um der Mädchen und Jungen willen mit Blick auf die eigenen Bedürfnisse und Ausdrucksformen von Kindern und nicht mit dem institutonsgeleiteten Blick auf Nachwuchsrekrutierung: Kinder haben ein Recht auf Entfaltung ihrer Spiritualität und Religiosität. Sie haben

ein Recht darauf, mit ihrer Lebenswelt und ihren Entwicklungsstadien berücksichtigt zu werden.

In den gottesdienstlichen Vollzügen erleben die Mädchen und Jungen die gottesdienstlichen Grundschritte in ihnen angemessener Form. So werden sie im Gottesdienst heimisch, ein Vertrautwerden mit dem Gottesdienst geschieht im Miterleben und -feiern quasi von selbst.

Eine Brücke zum Erwachsenengottesdienst bilden gemeinsam gefeierte Gottesdienste und/oder, wo dies Praxis ist, eine gemeinsame Liturgie, die sprachlich angemessen sein kann und sollte.

Dem Plan für Kindergottesdienst geht es um Angemessenheit. Die Kinder sind quasi das Nadelöhr, durch das die Auswahl der Texte gefädelt wird. Der Plan arbeitet daher mit zwei Brennpunkten, einem stärker theologischen und einem fachdidaktisch-religionspädagogischen.

Der Plan für den Kindergottesdienst ist ein Periodikum. Erschien er in den Siebzigern noch in jährlichem Turnus, so hat sich inzwischen ein dreijähriger Rhythmus, sowohl im Blick auf Veränderungen in der Lebenswelt und Verweildauer von Kindern im Kindergottesdienst als auch hinsichtlich der Praktikabilität der Erarbeitung durchgesetzt. Erstellt wird der „Plan für den Kindergottesdienst“ von einer ehrenamtlich arbeitenden Kommission, deren Mitglieder der Gesamtverband für Kindergottesdienst in der EKD e.V. beruft. Dabei werden die unterschiedlichen Regionen und Frömmigkeitsformen im deutschsprachigen Raum berücksichtigt. So sind beispielsweise auch die Kindergottesdienstarbeit in Österreich und die Baptisten an der Erarbeitung des „Plans“ beteiligt. In einem eigens dafür entwickelten Verfahren werden Texte und Themen ausgewählt und entwickelt. Unter dem Leitgedanken, die Vielfalt biblischer Texte im Blick auf die Kinder im Kirchenjahr zur Geltung zu bringen, werden zahlreiche Auswahlkriterien miteinander verbunden. Neben den Festtraditionen des Kirchenjahres ist insbesondere die Anschlussfähigkeit an die Lebenswelt der Kinder ein wichtiges Kriterium. Der Rhythmus des Kindergarten-/Schuljahres gehört ebenso dazu wie der Kinderalltag mit Erfahrungen von Wachsen, Lernen, Vertrauen, Entdecken etc. Um der Vielfalt des biblischen Zeugnisses zu entsprechen, steht jährlich ein Schwerpunkt-evangelium im Mittelpunkt. Das bereichert besonders auch die Festtagszyklen. Darüber hinaus gehört ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Erstem und Zweitem Testament zu den grundlegenden Auswahlkriterien. Ferner wird darauf geachtet, zentrale theologische Themen wie Taufe und Abendmahl regelmäßig und in variierender Verortung im Kirchenjahr zum Klingen zu bringen. Seit mehreren Jahren wird bei der Auswahl biblischer Geschichten auch stärker berücksichtigt, dass Frauen- und Männergeschichten ausgewogen behandelt werden. Ein einseitig patriarchales Gottesbild ist zwar überholt, aber nicht überwunden.

Um Veränderungen in der Kindergottesdienstlandschaft Rechnung zu tragen werden die ausgewählten Texte sowohl im Zusammenhang einer Einheit aus mehreren Gottesdiensten, die längere Erzählstränge ermöglicht, dargestellt, als auch in entsprechenden Einzelgottesdiensten.

Grundsätzlich soll so die Vielfalt von Gottesbildern und Glaubenserfahrungen, Gottes bunte Gnade, zu Wort kommen.

Der Plan entfaltet die ausgewählten Texte jeweils unter einem Schwerpunkt, einem roten Faden. Dabei werden die biblischen Texte auch für Mitarbeitende, die keinen schnellen Zugriff auf Fachliteratur haben, erschlossen. Diese Grundgedanken werden im Blick auf die Lebenswirklichkeit von Kindern entfaltet. Von da aus werden die grundlegenden Entscheidungen für diese Gottesdienste transparent gemacht und begründet. Es schließen sich Gestaltungs- und Entfaltungsmöglichkeiten im Gottesdienst an, dazu gibt es Materialhinweise, Liedvorschläge und Ideen zu gemeindepädagogischen Verknüpfungen.

Verantwortliche im Kindergottesdienst finden im „Plan“ außerdem kompakte Einführungen in Aspekte der Theologie, der Liturgie und Religionspädagogik.

Ein eigener Plan für evangelische Gottesdienste mit Kindern findet in anderen europäischen Ländern und der weltweiten Ökumene Vorbilder und weite Verbreitung.

Fazit: Vieles verbindet gottesdienstliche Angebote für Kinder und Erwachsene. Das Nebeneinander von Perikopenordnung und „Plan für den Kindergottesdienst“ ist Ausdruck und Teil der liturgischen Vielfalt. Die jeweiligen Besonderheiten können einander anregen und inspirieren. Der Kindergottesdienst bringt mit seiner Ausrichtung an den Kindern wichtige Impulse in die gesamte Gottesdienstlandschaft.¹

1 Vgl. *Grethlein, Christian: Kinder in der Kirche. Eine Orientierung für Mitarbeitende im Kindergottesdienst*, Göttingen 2010, 135ff.

Der neue Wochenliedplan und die gemeindliche Praxis

BEATE BESSER

1. Zu Beginn

Zahlreiche Vorschläge zu neuen Wochenliedern sind da – „endlich!“ seufzt die Kantorinnenseele! Auch ohne die Perikopenrevision wäre dieser Schritt nötig, aber wohl kaum möglich gewesen. Daher ist dieser Doppelschritt nur zu begrüßen!

Der Entscheidung, für jedes Proprium grundsätzlich zwei Wochenlieder vorzusehen, und damit das Spektrum der verwendeten Lieder zu erhöhen, kann ebenfalls nur zugestimmt werden. Schafft sie doch die Möglichkeit, nun Lieder in den „Propriumsbestand“ aufzunehmen, die jünger sind als die letzte Überarbeitung. Viele starke und wichtige Lieder aus den unterschiedlichsten Zusammenhängen werden landauf, landab gesungen und bekommen nun einen gewissen Verbindlichkeitsrang. Längst haben sie den Weg in die Gottesdienste gefunden, auch an der klassischen Wochenlied-Stelle. Und längst wurde über manches in den Listen nach wie vor weitertradierte Lied mit den Stimmen abgestimmt, es wurde nicht aus-, sondern eben abgewählt.

Der Bedarf an neuen und überall zugänglichen Wochenliedern ist unüberhörbar riesengroß! Nicht jede EG-Ausgabe hat die Erarbeitung eines Ergänzungsbuches erfahren, so dass längst Anleihen bei diversen Veröffentlichungen gemacht werden (müssen).

So kommt an dieser Stelle bereits die erste vorsichtige Kritik: Die Vorschläge hätten durchaus mutiger sein dürfen!

Wünschenswert wäre je ein neueres Lied pro Proprium. Wobei nun zu entscheiden wäre, was hierbei als „neu“ zählen würde. Bedeutet das nur das Alter oder auch „neu“ im deutschsprachigen Raum oder „neu“ in der Musizierweise usw.? So hilft diese Kategorie an dem Punkt vielleicht gar nicht weiter und es muss noch einmal definiert werden, welche Parameter für das zweite Wochenlied gelten sollen. Das würde weitere Möglichkeiten für die Entscheidung eröffnen.

An den Stellen, wo ein solches „neues“ Lied als drittes Wochenlied vorgeschlagen wird, wäre dann der Mut nötig, sich von einem anderen zu trennen, wenn es denn bei je zwei Liedern bleiben soll. Es braucht zu den in den Proprien entfalten Themen und Fragen immer wieder neue Antworten, auch in Liedern. Das ist gut reformatorischer Umgang mit dem Wort Gottes. Umso erfreulicher ist, dass bei den neueren und nun als Wochenlieder vorgeschlagenen Liedern durch die Aufnahme von Gesängen aus der Ökumene und anderen Ländern eine noch stärkere Horizonterweiterung stattgefunden hat und diese Gesänge offenbar eine breitere Akzeptanz gefunden haben oder nun noch finden werden. Auch die Auswahl neuester und damit zwangsläufig noch nicht erprobter Lieder und die Vorschläge von Kanons sind als mutiger und letztlich von der Konzeption her konsequenter Schritt zu begrüßen!

2. Liturgischer Ort

Diese Lieder, die inhaltlich bewusst eng an die Lesungen gebunden sind, sollten aus dramaturgischen Gründen auch dort, also in der Nähe der Lesungen (also im Teil „Verkündigung und Bekenntnis“) verbleiben. Dabei ist die Stellung zwischen Epistel-, bzw. AT-Lesung und Evangelium nicht in jedem Fall die sinnvollste, z.B. dann, wenn ein Lied das Evangelium quasi nacherzählt. Dann legt sich nahe, dieses Lied erst danach zu singen. Oder es dient sogleich als Lesung (Erzähl lied). Auch als Predigtlied mag sich mancher Vorschlag eignen. Wenn es dabei bleibt, dass es für jedes Proprium zwei Lieder gibt, hat das m.E. eine Reihe von Konsequenzen. Die erste erfordert – da beide Lieder gleichberechtigt sind – die Entscheidung, ob sie auch jeweils beide gemeinsam in einem Gottesdienst zur Nutzung empfohlen werden. Wird das bejaht, braucht es noch eine weitere Verständigung darüber, an welchen Orten die Lieder zu singen sind, geben sie doch zumeist unterschiedliche Antworten auf die Lesungen und gehören daher in einen engen Zusammenhang. Und es ergäbe sich eine völlig neue Gestaltungsaufgabe, sowohl für die Begegnung zweier unterschiedlicher Lieder als auch für das Gesamtkonzept gottesdienstlicher Lesungen und der gesungenen Reaktionen darauf. Dabei dürften dann die unterschiedlichen liturgischen Realitäten nicht aus dem Blick geraten. Mit solch einem neuartigen Akzent im Gottesdienst könnte sich das Verständnis der Kirche der Reformation als singender Kirche in besonderer Weise manifestieren und entfalten!

Soll jedoch weiterhin nur jeweils ein Wochenlied gewählt werden, wird wohl bald eines pro Proprium Favorit und das andere entfällt dauerhaft. (Das wird man natürlich auch bei der Doppelempfehlung nicht ganz verhindern können.)

Vor der Verwendung der Wochenlieder als Eingangs- oder Schlusslied ist jedoch abzuraten, da diese liturgischen Orte besonders und in anderer Weise geprägt sind. Das hätte allerdings zur Konsequenz, dass Lieder, die dezidierte Eingangs- oder Ausgangslieder sind, nicht als Wochenlieder vorgeschlagen werden sollten. Das betrifft dann gleich den 1. Advent mit „Macht hoch die Tür“.

3. Terminologie

Um die Rolle dieser, dem Proprium zugeordneten Lieder zu verdeutlichen, lohnt es m.E. – zumal nach dem oben ausgeführten Vorschlag –, auch über den Terminus „Wochenlied“ noch einmal nachzudenken. Im Bewusstsein von Gemeindegliedern ist er unterschiedlich verbreitet, zumal sowohl der Begriff als auch das Phänomen noch nicht so alt sind, aber veraltet wirken. Dazu kommt, dass das bisherige, eine Lied in der darauffolgenden Woche wohl hier und da gesungen wird, jedoch in den seltensten Fällen eine Wochen-Prägenkraft entfaltet. Dies gilt im Übrigen auch für den Wochenspruch. Einige liturgische Stücke haben in letzter Zeit leichter verständlichere Bezeichnungen bekommen: das Kollektengebet wurde zum „Gebet des Tages“; der „Wochenspruch“ heißt auch „Biblisches Votum“. So könnten diese Lieder vielleicht auch „Tageslieder“ bzw. „Lieder des Tages“ (vgl. „Tagesgebet“ / „Gebet des Tages“, bzw. „Lesungen des [Sonn]Tages“) oder „Themenlieder“ (besingen das Thema des Propriums) oder auch

„Leitlieder“ bzw. „Titellieder“ (geben dem Proprium den musikalischen Klang) heißen. Und konsequenterweise ist der gefundene Begriff dann in der Mehrzahl zu verwenden, wenn die o.g. beschriebene Entscheidung für die Verwendung beider Lieder fällt.

4. Klangraum

Wenn das Ziel der Perikopenrevision auch die Entwicklung und Stärkung eines je eigenen Textraums ist, kommt hier nun der musikalische Klang zum Klang der gelesenen Texte dazu, so dass ein spezieller Klangraum entstehen könnte. Die Frage dazu heißt dann: Wie klingt der Sonntag? Den 1. Advent wie „Macht hoch die Tür“ klingen zu lassen, ist noch eine naheliegende Vorstellung (dem steht jedoch oben gesagtes entgegen). Eine größere Herausforderung wäre dann, den Palmsonntag nach „Dein König kommt in niedern Hüllen“ oder den 6. Sonntag nach Trinitatis nach „Ich bin getauft auf deinen Namen“ klingen zu lassen. Hier geht es ja nicht um einen weiteren (auslegenden) Text mit unterschiedlich vielen Strophen, sondern um ein Klanggeschehen. Und dieses muss dann auch die gebührende Aufmerksamkeit bekommen. Zum Text gehört die (resp. eine) Melodie dazu, die, indem sie gesungen und bewusst begleitet oder auch nicht begleitet wird, den Text und damit auch Emotionen trägt. Welche Klanglichkeit und eben auch Emotionalität können ein Proprium tragen? Welche Beziehung entsteht zwischen den beiden unterschiedlichen Wochenliedern? Was ändert sich im Textraum des Gottesdienstes, wenn ein anderes Lied oder das gewählte Lied mit einer anderen Melodie gesungen wird? Ein einfacher Versuch macht deutlich, was gemeint ist: Der Klang von „Wie soll ich dich empfangen“ mit der originalen Melodie ist bekannt, doch wie klingt das Lied, gesungen auf die Melodie von „Die Nacht ist vorgedrungen“ oder von „Wie lieblich ist der Maien“?

Die unterschiedlichen Begleitvarianten öffnen noch einmal ein eigenes weites Feld, das hier nicht beschränkt werden soll. Mancher Wochenlied-Vorschlag wäre hierbei jedoch noch einmal zu befragen, ob bzw. in welcher Weise sich die gewählten Klanglichkeiten zur Aussage des Propriums verhalten.

5. Repertoire

Das Vorhaben, mit dem erweiterten Wochenlied-Angebot auch das in den Gemeinden bekannte und gesungene Repertoire zu erweitern, kann nur unterstützt werden! Eine Fülle von inzwischen bewährten und starken Liedern kommt somit zum Kanon jährlich gesungener Lieder hinzu. Dies ist aber mitnichten das gleiche Repertoire wie der Kernliederbestand. Denn die Wochenlieder wollen ja eben nicht das ganze liturgisch und situativ mögliche Spektrum abbilden, sondern Angebote für klar umrissene Texträume und liturgische Orte zur Verfügung stellen. Damit sind sie vielleicht eine Teilmenge der Kernlieder, gehen aber auch darüber hinaus. Der Angebots-Charakter der Wochenlieder sollte dazu führen, dass besonders beliebte Lieder („Nun danket alle Gott“ usw.) eben gerade nicht in dieser Liste vorkommen – deren musikalisches und liturgisches Überleben ist weiterhin gesichert. Eher muss auch nach Liedern gefragt

werden, die in ihrer Ausführung etwas anspruchsvoller sind. Der derzeitige Vorschlag scheint da in der Summe zu verzagt zu sein. Wenn Lieder (z.B. „Mitten wir im Leben sind“) nicht mehr Wochenlieder sind, weil sie nicht nur theologisch überaltert erscheinen, sondern schwierig zu singen sind, dann gehen – gerade bei stark geprägten Melodien, die keinen anderen Text tragen – musikalische und damit eben klangliche und emotionale Signale verloren, die, wenn sie denn in Kompositionen o.ä. erklingen, nicht mehr verstanden werden. Das kann so entschieden werden, aber es muss klar sein, was das bedeutet.

6. Plädoyer

Um es klar zu sagen: Ich plädiere sehr für den Verzicht auf Lieder, deren theologische Aussage sich mit heute vertretenen Gottes- und Menschenbildern nicht mehr vertragen („Mir nach spricht Christus, unser Held“, „Lasset uns mit Jesus ziehen“). Da helfen m.E. auch keine Erklärungen, die schriftlich oder mündlich nachgeliefert werden. Ein Lied sollte sogleich wirken dürfen und nicht beim Singen ein ständiges Mit- oder Um- bzw. Weg-Denken erfordern.

Nicht aber plädiere ich für den Verzicht auf tragende Melodien („Christ lag in Todesbanden“, „Erschienen ist der herrlich Tag“). Die Kraft gerade dieser beiden Melodien sollte doch bitte nicht aufgegeben werden! Beide Parameter stehen allerdings auch schon mal im Widerspruch und fordern den Gestaltungswillen immer wieder heraus: neue Texte zu alten Melodien – vielleicht sogar jedes Jahr von neuem? Oder: nur noch die Melodie Klang werden lassen? – Der Fantasie sind da wenig Grenzen gesetzt.

Es schließt sich sofort die Frage an, was mit den Liedern passiert, die nicht mehr Wochenlied sind. Auf eine ganze Reihe davon kann wirklich getrost verzichtet werden, einige werden sicher trotzdem weiter gesungen werden. Aber es gibt eben auch wirkliche Verluste, wie die oben genannten. Das betrifft interessanterweise oft (vor-) reformatorische Weisen / Lieder, die zumal in der Regel nur einen Text tragen und eine gewisse Prägekraft haben.

7. Ausführung

An dieser Stelle ist nun auch auf die Ausführung der Lieder einzugehen. Das zumeist genutzte Verfahren: „Lied anschlagen – Gesangbuch aufschlagen – gemeinsam Strophen 1–x singen – Buch zuschlagen“ ist ja nicht das einzige! Ich kann ein Lied oder Teile daraus vorsingen (lassen), vokale oder instrumentale Bearbeitungen oder Adaptionen anbieten, call-response-Varianten probieren uvm. Darüber, wie dies dann die Klanglichkeit des Propriums verändert, lohnt es, weiter nachzusinnen.

Damit ist auch die Frage verbunden, ob immer das ganze Lied gesungen werden soll. Beim sogenannten Neuen Geistlichen Lied ist das interessanterweise der Normalfall. Ältere Dichtungen werden dann schon eher (oft aus gutem Grund) unter- bzw. abgebrochen, auch wenn dies noch stärker die liturgische Verzweckung dieser Dichtung bedeutet.

Wenn nur bestimmte Strophen zum Proprium passen, sollten dann auch nur diese angegeben werden? Konsequenterweise könnte dann auch überlegt werden, eine Art Komplettangebot für jedes Proprium zu finden, das dann den gesamten Klang- und Funktionsraum umspannt, so wie es einige Veröffentlichungen schon jetzt versuchen. Dagegen kann natürlich gut argumentiert werden, bedeutet es doch auch eine Einschränkung für die Gestaltung und Veränderungsnotwendigkeiten, die sich im Laufe der nächsten 20 Jahre sicher ergeben. Zumindest könnte damit aber noch stärker auf die Repertoireerweiterung hingewirkt werden.

Dazu wollen die neu vorgeschlagenen Wochenlieder ja beitragen – und daher scheint es geboten, über einige unterstützende Methoden nachzudenken. Denn jedes Wochenlied kommt ja in dieser Funktion nur einmal im Jahr vor. Damit lässt sich ein Einsingen kaum erreichen, zumal dies auch eine gleichbleibende Gottesdienst-Gemeinde voraussetzen würde. Mindestens übergangsweise könnten die neu vorgeschlagenen Lieder z.B. zum Monatslied avancieren und so immerhin an mehreren Sonntagen hintereinander gesungen werden. Darüber hinaus könnte es auch so etwas wie „Kirchenjahreszeiten-Lieder“ (z.B. mit dem Wechsel der liturgischen Farbe) geben: Welchen Klang haben die Epiphantias-Zeit oder die ersten Sonntage nach Trinitatis? Den vorgeschlagenen „Themen-Sonntagen“ könnten zudem entsprechende „Themenlieder“ zugeordnet werden.

8. Konkreta

Einige wenige konkrete Anmerkungen seien angefügt, um das Gesagte zu verdeutlichen.

Kirchenjahr:

Das Lied „Wie soll ich dich empfangen“ ist dem 4. Advent zugeordnet. Dies wäre im Blick auf das Evangelium des Einzuges auch am 1. Advent sinnvoll. Dann könnte „Macht hoch die Tür“ dort als Wochenlied entfallen und am 4. Advent stattdessen ein Magnificat (z.B. im Kanon) gesungen werden.

Liturgischer Ort:

Am letzten Sonntag nach Epiphantias und am Sonntag Septuagesimae sind Morgenlieder vorgeschlagen („Morgenglanz der Ewigkeit“, „Er weckt mich alle Morgen“). Hier sollte m.E. auf die vorgesehene Stellung beim Proprium hingewiesen werden.

Am Gründonnerstag müsste weder „Das sollt ihr, Jesu Jünger, nie vergessen“ noch „Du hast zu deinem Abendmahl“ gesungen werden. Das erste hat auch an anderen Tagen seinen festen Platz im Repertoire, das zweite hat sich m.E. bisher nicht durchgesetzt und dies muss daher nicht an dieser Stelle nachgeholt werden. Stattdessen kann ein anderes der vielen neueren Abendmahlslieder angeboten werden, auch um den „weißen“ Klang des Tages zu unterstreichen.

Dopplung:

Beim 19. Sonntag nach Trinitatis findet sich das typische Erntedankfest-Lied „Ich singe dir mit Herz und Mund“. Dort ist es entbehrlich, da es eben auch für Erntedank vorgeschlagen ist und unabhängig davon einen festen Platz im Repertoire hat. In diesem Proprium ist der Ort für z.B. „Da wohnt ein Sehnen tief in uns“.

9. Zum Schluss

Es zeigt sich, dass mit dem vorgeschlagenen Wochenlied-Plan eine Tür geöffnet wurde, die den dahinter liegenden Raum wohl ahnen, nicht aber in der möglichen Weite komplett erfassen lässt. Wie weit soll und kann die Aufwertung der „Leitlieder“ und der Umgang mit ihnen gehen? Welche Gestaltungsmöglichkeiten für welche gemeindliche Situation können angeboten werden? Inwieweit sollten die konzeptionellen Entscheidungen noch einmal überprüft werden?

Es wäre lohnenswert, hier noch einmal richtig Kraft und Fantasie zu investieren, um dem gesungenen Wort weiten und immer wieder frischen Atem zu verleihen!

Auch wenn dies wohl die Bereitstellung von begleitenden Publikationen bedeutet:

Gerade im Zuge der Perikopenrevision ist den Leit- bzw. Wochenliedern zu wünschen, dass mit ihnen geistreich und offen Neues erprobt wird – wohl wissend, dass alle Methodik allein die spirituelle Kraft von Gottesdienst und Gesang nicht erschaffen kann.

Der Liebste kommt

Predigt zu Hohelied 2,8-13

KLAUS EULENBERGER

Da ist die Stimme meines Freundes!
 Siehe, er kommt
 und hüpf über die Berge
 und springt über die Hügel.
 Mein Freund gleicht einer Gazelle
 oder einem jungen Hirsch.
 Siehe, er steht hinter unsrer Wand
 und sieht durchs Fenster und blickt durchs Gitter.
 Mein Freund antwortet und spricht zu mir:
 Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her!
 Denn siehe, der Winter ist vergangen,
 der Regen ist vorbei und dahin.
 Die Blumen sind aufgegangen im Lande,
 der Lenz ist herbeigekommen,
 und die Turteltaube lässt sich hören in unserm Lande.
 Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen,
 und die Reben duften mit ihren Blüten.
 Steh auf, meine Freundin, und komm,
 meine Schöne, komm her!

Sie sitzen im Theater. Sie kennen das Stück. Sie wissen: Es geht nicht gut aus. Und dennoch sind Sie gespannt. Gespannt, wie die das hier spielen. Wie die Stimmen klingen. Was Sie diesmal erleben werden, wenn Sie das Stück zum zweiten, zum dritten ... Mal sehen. Auf einmal, mitten drin, hören Sie eine Frage in sich. *Muss das unbedingt so ausgehen, wie ich es kenne? Könnte es nicht sein, dass ...?*

Im Adventstheater, alle Jahre wieder, tut sich nicht viel Neues. Man kennt das: die Weihnachtsmärkte und Basare, die Spendenwerbung in der Post, die Tafeln an den Straßen: *Nordmantannen ab 12. Dezember*. Auf einmal, mitten drin, könnte sich eine Frage melden. Sie muss nicht, aber sie könnte, und manchmal tut sie es. *Ob es etwas Neues gibt in der Wiederkehr des immer Gleichen? Muss das unbedingt so ausgehen, wie ich es kenne? Könnte es nicht sein, dass ...?*

Immerhin: Im Stück, dessen Titel *Advent* heißt, geht es um das Unverhoffte. Das, was niemand machen kann und keiner angestrebt hat, kommt, bricht ein in die Wirklichkeit. *Gibt der Welt ein' neuen Schein*. *Schein* nicht im Sinne von: Es scheint nur so, sieht nur so aus, sondern: Die Welt erscheint in einem anderen Licht. Und in diesem Licht wirkt sie vollkommen erneuert.

Hat der Advent etwas mit Liebe zu tun, mit erotischer Liebe? Bei Paul Gerhardt („Wie soll ich dich empfangen?“) klingt es so: „Nichts, nichts hat dich getrieben / zu mir vom Himmelszelt / als das geliebte Lieben, / damit du alle Welt ... so fest umfassen hast.“ In *getrieben* steckt auch der *Trieb*, das liebende Begehren. Für *umfassen* könnte man auch sagen: *umarmen*. Wenn es im Advent nicht nur um Vorbereiten und ungeduldiges Erwarten geht, sondern auch etwas vom Begehren darin steckt, das sich beleben lässt, von jener Liebe, die alles verändert –, dann *könnte es sein, dass ... ja: dass nicht alles so weitergeht, wie wir es kennen*.

Das Hohelied in der Mitte der Bibel wird dem König Salomo zugeschrieben. Salomo steht für Reichtum und Klugheit, für Schönheit des Lebens und der Sprache. Das Hohelied ist eine Sammlung von Liebesliedern. Oder, genauer: ein atemloser Austausch von Liebesverlangen und Liebesversprechen zwischen einer Frau und einem Mann. Bis heute ist nicht völlig geklärt, wie dieses Dokument *schierer Erotik* in den Kanon der biblischen Bücher gelangt ist. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass es in einem unbewachten Augenblick hineingeschlüpft ist. Und dass sich dann niemand getraut hat, es wieder daraus zu entfernen, weil es ja, kaum darin angekommen, ein *heiliges Buch* geworden ist. Nun taucht ein kleines Stück davon auf einmal hier auf, im Reigen der Predigttexte für den 2. Adventssonntag. Natürlich gibt es keine ursprüngliche Beziehung zwischen dem Hohelied und dem Advent. Die beiden namenlosen Liebenden, die sich darin äußern, konnten nichts von Jesus, dem Sohn der Maria, dem Gotteskind wissen. Aber vielleicht kommt eine andere, eine frische Dynamik in den Advent, wenn er im Spiegel dieses Liebesliedes verstanden wird. Und so klingt die atemlose Wechselrede zwischen ihr und ihm:

„Da ist die Stimme meines Freundes!
 Siehe, er kommt
 und hüpf über die Berge
 und springt über die Hügel.
 Mein Freund gleicht einer Gazelle
 oder einem jungen Hirsch.
 Siehe, er steht hinter unsrer Wand
 und sieht durchs Fenster und blickt durchs Gitter.
 Mein Freund antwortet und spricht zu mir:
 Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her!
 Denn siehe, der Winter ist vergangen,
 der Regen ist vorbei und dahin.
 Die Blumen sind aufgegangen im Lande,
 der Lenz ist herbeigekommen,
 und die Turteltaube lässt sich hören in unserm Lande.
 Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen,
 und die Reben duften mit ihren Blüten.
 Steh auf, meine Freundin, und komm,
 meine Schöne, komm her!“

Einen von Atemlosigkeit geprägten Ruf haben wir in diesem Gottesdienst schon einmal gehört, in der Lesung aus der Hebräischen Bibel. Mühelos springt dieser lange Satz über die Grenze zwischen zwei Jesaja-Kapiteln hinweg, und beim Hören kommt man kaum hinterher:

„Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab, dass die Berge vor dir zerfließen, wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, das dein Name kund würde unter deinen Feinden und die Völker vor dir zittern müssten, wenn du Furchtbares tust, das wir nicht erwarten – und führest herab, dass die Berge vor dir zerflößen!“

Gott soll sich zeigen, das ist der dringliche Wunsch, und täte er es, hätte es segensreiche Wirkung: „Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott, der so wohl tut denen, die auf ihn harren.“ Der Inhalt ist verschieden, der Ton ist vergleichbar: Ein ungeduldiger, drängender, begehrender Klang bestimmt die poetische wie die prophetische Sequenz. Dem Propheten gilt alles Vergangene nicht mehr viel; er will, dass Gott sich mit Macht ins Spiel bringt, gegenwärtig, jetzt. Und die Liebenden? Sie kümmert nicht das Kommende, sie gehen ganz in diesem Augenblick auf, der ihnen mehr bedeutet als die Ewigkeit. Man könnte es auf die Spitze treiben. Dann sprächen die Liebenden, nah am Evangelium dieses 2. Sonntags im Advent, zueinander: *Himmel und Erde werden vergehen; aber deine und meine Worte vergehen nicht.*

Kann die Liebe zwischen zwei Menschen zum Gleichnis einer weit ausgreifenden, großen Erwartung an das Leben werden? Einer Erwartung, die will, dass die Schatten vom Licht verzehrt werden und das Schwere leicht wird? So weit sind die Liebe und die Erwartung gar nicht voneinander entfernt. An manchen Stellen von Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium wird die Nähe in Text und Musik hörbar. „Mein Jesus heißet meine Lust, mein Jesus labet Herz und Brust ...“ Oder hier: „Ach, wann wird die Zeit erscheinen, wann? Ach, wann kommt der Trost der Seinen? Jesu, ach, so komm zu mir ...“ In den Wechselgesang von Sopran und Tenor dringt eine dritte Stimme. Sie singt: „Schweigt, schweigt, er ist schon wirklich hier!“ Hier sind wir mitten in dem durch Liebesverlangen aufgeladenen Augenblick, der die atemlosen Wechselreden des Hohenliedes bestimmt.

Die Sprache des Barock können wir so nicht mehr sprechen, die Musik aber klingt unverbraucht, süß, lockend. Was würde sich im Weltverhältnis der Menschen ändern, wenn dieser sehnsüchtige Ton in ihren Sinn einginge? Ich stelle mir vor: Die Gegenwart würde ihnen zur *Mitte der Zeit*. Das Verhältnis zur Wirklichkeit ist nicht mehr vor allem durch Erfahrung bestimmt, sondern durch Erwartung. Die kühle, rationale, gewohnte Verfügung über die Zeit verwandelt sich in ein Lebensgefühl, das von Schmerz und Sehnsucht grundiert wird. Es ist der Schmerz über alles, was Menschen zugemutet wird an Unerträglichem, und die Sehnsucht nach Linderung und Heil. Eine große Hoffnung bildet sich heran: Sobald der Erwartete kommt, wird er vieles in ein anderes Licht tauchen, weil er alle Dinge und alle Menschen im Licht ihrer Möglichkeiten erscheinen lässt.

Nicht von einer wundersamen Verwandlung ist die Rede – so, als würde mit einem Mal alles gut. Es wird ja nicht alles gut, solange wir in jener Welt leben, die sowohl Himmel als auch Hölle sein kann – und vieles dazwischen. Aber der Blick auf die Wirklichkeit

kann sich verändern, wenn etwas geschieht, was ihr *ein'* neuen Schein gibt. Im Hohenlied klingt es so:

„Sieh doch – da –
er bleibt stehn
hinter unsrer Mauer,
schaut durch die Fenster,
strahlt durch die Gitter.“

Martin Luther hat diesen erregten Satz aus dem Hohenlied auf Gott bezogen. Luther spricht zu Menschen, die *Widerwärtigkeiten* ausgesetzt sind, und fragt: Ist es möglich, auch unter solchen Umständen „gute Zuversicht zu haben und Besseres (von Gott) zu erwarten als man's empfindet“? Für die Glaubenden wohl, antwortet er; denn sie wissen: „Unter den Leiden, die uns von ihm scheiden wollen wie eine Wand, ja wie eine Mauer, steht er verborgen und sieht doch auf mich und verlässt mich nicht.“ Und weiter: „Denn Gott steht und ist immer bereit, in Gnaden zu helfen, und durch die Fenster des dunklen Glaubens lässt er sich sehen.“ Der Glaube ist *dunkel*, weil er gesättigt ist mit der Erfahrung von *Leiden und Widerwärtigkeiten*.

Es ist also kein naiver Glaube, der überzeugt ist, es könne ihm nichts geschehen, weil Gott die Glaubenden ja vor allem Bösen bewahrt. Und: Gott bleibt *verborgen*, zu erkennen gibt er sich nur als ein dunkles Bild, ein Schattenriss. Aber Gott *sieht auf mich, und er lässt sich sehen*. Ich bin nicht verlassen. – Wie verschieden die Sinnwelten sind, die ein solches Bild aufziehen lässt: das Bild von einer Mauer, den Fenstern darin, dem Gitter davor. Nun ist es Gott, der draußen steht und herein will. Den es so sehr nach der Nähe zu den Menschen verlangt, dass er im Begriff ist, selbst einer zu werden. Noch sagt er nichts. Gleich aber wird er locken: „Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm!“ Durch die *Fenster des dunklen Glaubens* sehe ich, dass ich gemeint bin. Er ist gekommen und will, dass ich komme. Und in diesem lockenden Ruf erkenne ich, dass ich *schön* bin. Ich bin schön, weil draußen jemand ist – ganz nah – und mich ruft. Er ist gekommen, er kommt – jetzt –, er wird wiederkommen. Und wenn er da ist, kann es sein, dass er in die Rolle des Kammersängers B schlüpft. Es passt zu ihm. Was den Kammersänger auszeichnet, werden Sie erfahren, wenn Sie dem Dialog zuhören, den er mit Frau Pichota führt. Einem Dialog, in dem die Interviewerin den Sänger mit aller Macht auf ein bestimmtes Gleis setzen möchte. Er aber widersteht ihr.

Die Macht der Gefühle¹

Die Reporterin, Frau Pichota, spricht mit Kammersänger B

Frau Pichota: „Herr Kammersänger. Sie sind berühmt für den leidenschaftlichen Ausdruck im ersten Akt. Man hat geschrieben, dass ein Funke der Hoffnung in Ihrem Gesicht stünde. Wie bringen Sie das fertig, wenn Sie als vernünftiger Mensch den grässlichen Ausgang im fünften Akt doch kennen?“

Kammersänger: „Das weiß ich im ersten Akt noch nicht.“

¹ Kluge, Alexander: Die Macht der Gefühle, Textbuch zum Film, Frankfurt am Main 1984, 77-79.

- Frau Pichota: „Vom letzten Mal her, Sie spielen das Stück zum 84. Mal?“
Kammersänger: „Ja, es ist ein sehr erfolgreiches Stück.“
Frau Pichota: „Dann müssten Sie den schrecklichen Ausgang doch allmählich kennen!“
Kammersänger: „Kenn ich auch. Aber nicht im ersten Akt.“
Frau Pichota: „Aber Sie sind doch nicht dumm!“
Kammersänger: „Die Bezeichnung würde ich mir auch verbitten.“
Frau Pichota: „Dann wissen Sie doch aus den früheren Aufführungen, also um 20.10 Uhr im ersten Akt, was um 22.30 Uhr im fünften Akt passieren wird.“
Kammersänger: „Ja.“
Frau Pichota: „Ja, wieso spielen Sie dann ‚mit einem Funken der Hoffnung im Gesicht‘?“
Kammersänger: „Weil ich im ersten Akt den fünften Akt nicht kennen kann.“
Frau Pichota: „Sie meinen, dass die Oper anders ausgehen könnte?“
Kammersänger: „Freilich.“
Frau Pichota: „Sie geht aber nicht anders aus. 84 Mal schon nicht.“
Kammersänger: „Ja, weil das ein erfolgreiches Stück ist.“
Frau Pichota: „Ja, deshalb 84 Aufführungen. Aber es geht am Ende nicht gut aus.“
Kammersänger: „Sie sind gegen Erfolg?“
Frau Pichota: „Nein, aber es geht im 5. Akt nicht gut aus.“
Kammersänger: „Könnte doch aber!“

Es muss wohl befürchtet werden, dass Frau Pichota sich unmutig abwendet: Der Mann ist ein Narr. Er weiß doch genau, wie es ausgeht. Wäre er ein vernünftiger Mensch, so könnte er nicht den *Funken der Hoffnung im Gesicht* haben. Aber was wäre, wenn auf der Bühne des Welttheaters zwei, drei, viele Kammersänger B ihr schönes Spiel trieben? Und wenn einige unter den Skeptikern im Publikum bekehrt würden zu einem unvernünftigen Optimismus, der sagt: „Könnte doch aber!“ – es könnte doch sein, dass es gut ausgeht? Dann käme etwas ins Spiel, was die Welterfahrenen verblüfft. Man weiß ja, wie es läuft, man weiß, was zu erwarten ist. Der Funken Hoffnung im Gesicht aber kann ein erotischer Zündfunke sein. Die, auf die er überspringt, sind auf einmal getrieben von der Lust, die Welt zu lieben, wie sie ist, weil sie ja von dem geliebt wird, der durch die Fenster schaut und durch das Gitter strahlt.

Amen.

König Baum

Predigt zu Ezechiel 17,22-24

KATHRIN OXEN

So spricht Gott der HERR:

Dann will ich selbst von dem Wipfel der Zeder die Spitze wegnehmen und ihr einen Platz geben; ich will oben von ihren Zweigen ein zartes Reis brechen und will's auf einen hohen und erhabenen Berg pflanzen.

Auf den hohen Berg Israels will ich's pflanzen, dass es Zweige gewinnt und Früchte bringt und ein herrlicher Zedernbaum wird, sodass Vögel aller Art in ihm wohnen und alles, was fliegt, im Schatten seiner Zweige bleiben kann.

Und alle Bäume auf dem Felde sollen erkennen, dass ich der HERR bin:

Ich erniedrige den hohen Baum und erhöhe den niedrigen;

ich lasse den grünen Baum verdorren und den dürren Baum lasse ich grünen.

Ich, der HERR, rede es und tue es auch.

Draußen im Wald stand ein so niedlicher Tannenbaum. Er hatte einen guten Platz, Sonne konnte er bekommen, von Luft gab es genug, und ringsherum wuchsen viele größere Kameraden, sowohl Tannen wie Fichten. Aber der kleine Tannenbaum war so erpicht auf das Wachsen, er dachte nicht an die warme Sonne und die frische Luft, „Oh, wäre ich doch solch ein großer Baum wie die andern!“ seufzte der kleine Baum, „dann könnte ich meine Zweige so weit im Umkreis ausbreiten und mit dem Wipfel in die weite Welt hinaussehen! Die Vögel würden dann Nester zwischen meinen Zweigen bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich so vornehm nicken wie die andern dort!“¹

Ein Märchen aus Dänemark, dem Land der Tannenbäume. Aus Dänemark kommen sie heute noch, die meisten zu uns, zehn Millionen Stück in jedem Jahr. Sie werden ausgesucht und abesägt, verladen und verkauft, immer noch genau so, wie Hans Christian Andersen es beschreibt. Wenn Sie schon einen haben, kommt er vielleicht von dort, wenn sie keinen aus heimischen Wäldern mehr bekommen haben, sogar ziemlich wahrscheinlich. Nun ist es ja auch höchste Zeit.

Dieser Baum will hoch hinaus. Ein Märchen erzählt davon, eine Fabel. Der Baum kann denken und sprechen und es geht ihm nur um eines: aus dem Wald herauszukommen und ein Weihnachtsbaum zu werden.

„Wie ich mich sehne! Wäre es doch Weihnachten! Oh, wäre ich schon auf dem Wagen! Wäre ich doch in der warmen Stube mit all der Pracht und Herrlichkeit! Und dann? Ja, dann kommt etwas noch Besseres, noch Schöneres, weshalb sollten sie mich sonst so schmücken! Da muss etwas noch Größeres, noch Herrlicheres kommen! Aber was?“

¹ Zum Nachlesen: http://www.sagen.at/texte/maerchen/maerchen_daenemark/tannenbaum.html.

So spricht Gott der HERR: Ich selbst werde etwas vom hohen Wipfel der Zeder nehmen und einsetzen. Von den obersten ihrer Schösslinge werde ich einen zarten abreißen. Und ich selbst werde ihn einpflanzen auf einem hohen und aufragenden Berg, auf dem hohen Berg Israels werde ich ihn einpflanzen. Und er wird Zweige treiben und Frucht tragen und eine prächtige Zeder werden. Und unter ihr werden Vögel aller Art leben, alles, was Flügel hat; im Schatten ihrer Zweige werden sie leben.

Etwas noch Größeres, noch Herrlicheres, als vom Tannenbaum zum Weihnachtsbaum zu werden. Auch die größten unserer Nordmantannen und Blaufichten wirken ziemlich klein gegen eine Libanon-Zeder. Sie wird bis zu 50 Meter hoch und kann tausend Jahre alt werden. Der märchenhafte König Salomo in all seiner Pracht und Herrlichkeit baute den Tempel in Jerusalem aus Zedernholz. In diesem Baummärchen aus der Bibel steht die Zeder für das Königtum in Israel: Die Geschichte von König Baum.

Aber König Baum aus der Bibel ist die Axt schon an die Wurzel gelegt. Die Zeder steht für den König Zedekia, der hoch hinaus wollte und dazu keine politischen Ränkespiele scheute. Aber dieser König wird keinen Nachfolger mehr haben. Seine Regierung endet in politischer Gefangenschaft in Babylon. Sein Volk wird deportiert, Jerusalem wird zerstört, der Tempel aus Zedernholz geht in Flammen auf.

Im Hof spielten ein paar der lustigen Kinder, die zur Weihnachtszeit um den Baum getanzt hatten und über ihn so froh gewesen waren. Eines der Kleinsten eilte hin und riss den Goldstern ab und trampelte auf den Zweigen, so dass sie unter seinen Stiefeln knackten. Und der Hausknecht kam und hackte den Baum in kleine Stücke, prächtig flammte das auf und es seufzte so tief; jeder Seufzer war wie ein kleiner Schuss; bei jedem Knall dachte der Baum an einen Sommertag im Wald, an eine Winternacht draußen, wenn die Sterne leuchteten; er dachte an den Weihnachtsabend – und dann war der Baum ausgebrannt.

Die Jungen spielten im Hof, und der Kleinste hatte den Goldstern auf der Brust, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte. Nun war der vorbei, und der Baum war vorbei und die Geschichte auch! Vorbei, vorbei, und so geht es mit allen Geschichten!

Der kleine Baum aus Dänemark, der so hoch hinaus wollte, wird das Schicksal aller Tannenbäume teilen. Vom strahlenden Mittelpunkt im Weihnachtszimmer zum Entsorgungsfall, von der kurzen Zeit in Pracht und Herrlichkeit zu trockenen Nadeln und letzten Lamettafäden auf der Straße im kalten Januarwind.

Vorbei, vorbei, nur noch wenige Tage, dann gilt das wieder für all die Tannenbäume die als Kompost geschreddert werden oder bestenfalls noch als Futter für Elefanten Verwendung finden. So geht es mit allen Tannenbäumen und mit allen Geschichten, außer mit der von König Baum.

Von König Baum bleibt ein Schössling übrig, ein junger Zweig, so weich und zart wie es die jungen Triebe von Nadelbäumen sind. Sie streicheln ja noch, statt zu stechen. Und diesen zarten Trieb nimmt einer und pflanzt ihn ein und es wächst das Neue, hoch und grün und voller Leben. So überschießend voll mit Leben ist der neue König Baum, dass Blüten und Früchte sogar an ihm, dem Nadelbaum wachsen.

Ein Baum, geschmückt mit Leben. Ein Zuhause für alle, die der Wind sonst mal hierhin und mal dorthin trägt. Sie leben unter dem Schatten seiner Zweige, bauen Nester und

ziehen ihre dort Jungen groß. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen (Ps 84,4). Sie kommen nach Hause.

Was für eine Hoffnung für die, die den Fall des Königtums in Israel erleben mussten. Die Vertriebenen und Hoffnungslosen in Babylon hören das. Sie wissen, dass ihre Heimat zerstört ist und die Bäume gefällt sind, die ihnen Schatten gegeben haben. Nichts wird je wieder sein, wie es war. Das Heute ist hart und trocken und sticht ihnen in die Seelen. Vorbei, vorbei. Was bleibt, sind nur noch Erinnerungen.

Und wie ein Streicheln an der Wange hören sie, was Gott zu ihnen redet. Eine zarte Berührung, weiche grüne Hoffnung im harten grauen Alltag. Es geht weiter, es wird neu, ihr werdet es erleben. Ich rede davon und ich tue es auch, sagt Gott. Seht, ich schaffe Neues, schon sprießt es, erkennt ihr es nicht? (Jes 43,19)

Dann werden alle Bäume des Feldes erkennen, dass ich, der HERR, den hohen Baum erniedrigt und den niedrigen Baum erhöht habe, dass ich den grünen Baum habe vertrocknen lassen und dass ich den vertrockneten Baum zum Blühen bringe.

Wir werden ja nicht müde, in jedem Jahr die grünen Bäume in unsere Wohnungen zu tragen. Wir werden auch nicht müde, sie in jedem Jahr wieder abzuschmücken und raus auf die Straße zu werfen. Aber manchmal, nach Weihnachten, an den kalten dunklen Tagen, die dann noch kommen, werden wir doch ein bisschen müde. Weil alles vertrocknet und vergeht und nichts übrig bleibt, von Weihnachten nicht und sonst auch nicht?

Vorbei, vorbei, so geht es mit allen Geschichten, nur mit der von König Baum nicht, die uns Gott erzählt. Ein Anfang, immer wieder ein Anfang. Vorbei, vorbei, das gibt es nicht mit mir, lässt Gott ausrichten. Und es bleibt auch nicht alles beim Alten, sondern die Verhältnisse ändern sich. Was am Boden lag, wird aufgerichtet, das Niedrige wird hoch, das Vertrocknete fängt an zu blühen. Niemand rechnet damit. Alle werden das sehen.

Wir auch. Denn *mitten im dunklen Winter, zur halben Nacht* kommt der Anfang zu uns. Wir sind ja die Bäume des Feldes. Wir sind die Menschen, die nicht auf den Höhen Israels eingepflanzt sind und von Geburt zu Gottes Volk gehören. Und auch für uns gibt es einen Anfang, ein kleines Kind, rosig und zart, dem wir die Wange streicheln möchten. Ein Anfang, so überwältigend neu, wie es unsere Kinder sind, wenn sie zu uns kommen.

Ich, der HERR, habe es angekündigt,
und ich führe es aus.

Amen.

„Wir sind alle Hussiten, ohne es zu wissen“ – zum Tod von Jan Hus

MARTIN KEßLER

In einem Bonner Hauptseminar der „Ecumenical Studies“ stellte dieses Semester ein slowakischer Student seine lutherische Heimatkirche vor. Deren Anfänge führte er zum einen auf Luther, zum anderen auf Hus zurück. Von einer Kommilitonin nach dem zentralen Unterschied zwischen beiden befragt, beschränkte sich seine Antwort auf drei pointiert vorgetragene Wörter: „the printing press“. Hätte es den Buchdruck schon Anfang des 15. Jahrhunderts gegeben, wären die Dynamik, der Ausgang und die Bewertung der Ereignisse um Hus andere gewesen.

Der Charme dieser schlagfertigen Antwort ist ein doppelter. Zunächst einmal öffnet sich das Feld der Geschichte in jenes ferne Land, das unnahbar den Schritten eines positivistischen Historikers liegt. Ein Panorama von Perspektiven mehr oder minder wahrscheinlicher Entwicklungen erschließt sich, weshalb man vielleicht zögernd, vielleicht zügig die Warte des Visionärs verlässt, um die Aussage auf ihren Sachgehalt zu überprüfen. Damit ist man, zweitens, bei einer klaren, wenn auch nicht weniger schweren Aufgabenstellung: Besteht eine Kongruenz zwischen den theologischen, ja: reformatorischen Positionen von Hus und Luther? Gelangt man von Luther, mit dessen eigenen, später zu erklärenden Worten, vielleicht sogar: „ohne es zu wissen“, zu Hus?

1. Deutsche Hus-Memoria des 19. Jahrhunderts – der Vorreformatoren

Eine in Bronze gegossene Antwort des 19. Jahrhunderts kann man in Worms studieren. In der Mitte des 1868 enthüllten Lutherdenkmals steht der Reformator, der sich über die sogenannten Vorreformatoren erhebt. An der Vorderseite des Postamentes erblicken wir neben einem feurig gestikulierenden Savonarola den bedächtigen Jan Hus, der mit beiden Händen ein Kruzifix umgreift und den sterbenden oder bereits verschiedenen Christus ernst betrachtet. Deutschlands prominenteste Hus-Statue betont die Leidensnachfolge, an die auch in Konstanz ein großer Findling erinnert, der seit 1862 den mutmaßlichen Ort markiert, an dem Hus im Zuge des Konstanzer Konzils am 6. Juli 1415 als Ketzler hingerichtet wurde.¹

Die Wormser Figur fügt sich in eine Gesamtinterpretation der Reformation ein, in der Hus auf einer Ebene mit weiteren Vorreformatoren rangiert, zu denen auch Petrus Valdes und John Wyclif zählen. Interessanterweise stellt das uns vielleicht Lutherzentrisch anmutende Konzept der „Vorreformatoren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts“ bzw. der „Reformatoren vor der Reformation“ den historiographisch

1 Zur Entstehung des Konstanzer Denkmals s. *Walther, Helmut G.*: Konstanz und Hus – Zur Geschichte einer Beziehung, in: Johannes Hus in Konstanz. Festschrift zur Einweihung des Hus-Hauses. Hg. v. der Stadt Konstanz, 21985, 7-10, hier: 10.

anspruchsvollen Versuch reformierter Theologen dar, eine auf Luther beschränkte Perspektive aufzubrechen und mittelalterliche Kontinuitäten zu akzentuieren.² Dieser Ansatz konnte auf nationalgeschichtliche Studien zurückgreifen: Von England aus wurde der 1384 verstorbene Wyclif erschlossen und von dort fand er seinen Weg in das deutsche Ensemble der „Vorreformatoren“³ – ein Begriff, der sich im Englischen übrigens nicht einmal nachbilden läßt, fallen darin doch die mittelalterlichen „Reformer“ und davon abzuhebende „Reformatoren“ im dem einen Wort des „reformer“ terminologisch überein. Die in Teilen spezifisch deutsche Ansammlung von Vorreformatoren nahm mehrere Nationalgeschichten auf: Valdes aus Frankreich, Savonarola aus Italien – und Hus aus Böhmen.

Die im 19. Jahrhundert deutschsprachigen Anfänge einer böhmischen Nationalgeschichte⁴ spiegeln die politische Situation des Landes bis zum Ende des Ersten Weltkrieges wider: Die Heimat von Hus gehörte zu Habsburg, im frühen 14. und mittleren 15. Jahrhundert zunächst zeitweilig und dann dauerhaft seit dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. Eine Integration von Hus in die Vorgeschichte der Reformation im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, wie sie das Wormser Lutherdenkmal repräsentiert, lag geographisch nahe.

Zugleich erschwerten die politischen Konstellationen des 19. Jahrhunderts eine stärkere Fokussierung der öffentlichen Erinnerungskultur auf Hus. 1834 engagierte sich ein 28jähriger Bürgermeister in Konstanz für ein Denkmal, das „Hus [...] als Identifikationsfigur für den Geist einer großen europäischen Versöhnung“ erschließen und dazu vier Länder zusammenführen sollte: „Deutschland, das Land der Hinrichtung, Frankreich, das Land der Hauptgegner auf dem Konzil, England, das Heimatland des Lehrmeisters Wiclif, und Böhmen“⁵. Die Umsetzung scheiterte am persönlichen Widerstand des österreichischen Staatskanzlers Fürst von Metternich. Dieser erwirkte bei der badischen Regierung ein Verbot des Vorhabens. Aus einer internationalen Kooperation ging 1965 gleichwohl das Konstanzer Hus-Museum hervor, das eine eigene Büste bietet⁶ und das gegenwärtige Jubiläumsjahr mit einer erneuerten Dauerausstellung eröffnet hat.

2 Vgl. *Böhringer, Friedrich*: Die Vorreformatoren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, 1856 (Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien, Bd. 2: Mittelalter, Abt. 4/1) und *Ullmann, Carl*: Reformatoren vor der Reformation vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden, Bd. 1, 1841. Zur Bedeutung Ullmanns für die theologische Mediävistik s. kurz *Leppin, Volker*: Geschichte des mittelalterlichen Christentums, 2012 (Neue Theologische Grundrisse), 4.

3 Von Bedeutung für Böhringer war *William Gilpin*: The Lives of John Wiclif; And of the most Eminent of his Disciples; Lord Cobham, Johan Huss, Jerome of Prague and Zisca, ²1765.

4 *Palacký, Franz*: Geschichte von Böhmen. Größtenteils nach Urkunden und Handschriften, 2 Bde., 1836/1839. Vgl. dazu *Kořalka, Jiří*: Nationale und internationale Komponenten in der Hus- und Hussitentradition des 19. Jahrhunderts, in: Jan Hus und die Hussiten in europäischen Aspekten. Vorträge von František Šmahel, Ferdinand Seibt, Jiří Kořalka, Peter Heumos und Michael Müller gehalten anlässlich des Kolloquiums im Studienzentrum Karl-Marx-Haus Trier am 22. September 1986. Mit einer Dokumentation von Peter Pelger im Anhang, 1987 (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier 36), 43-74, hier: 56f.

5 Walther, Konstanz (wie Anm. 1), 9f.

6 Vgl. dazu *Pubal, Václav*: Die Gesellschaft des Hus-Museums in Prag und das Hus-Haus in Konstanz, in: Johannes Hus in Konstanz. Festschrift zur Einweihung des Hus-Hauses. Hg. v. der Stadt Konstanz, ²1985, 12-14; für eine Abbildung der Büste s. ebd., 11.

2. Vom Erzketzer zum Zeugen des Evangeliums – Rezeptionsmuster des 16. Jahrhunderts

Während das Wormser Denkmal einen im Grundsatz positiven, aber graduell von Luther abgehobenen Anschluss an Hus betont, deutet die Entstehungsgeschichte der Konstanzer Gedenkorte an, dass Hus noch Jahrhunderte nach seinem Tod polarisierte. Einer der besten deutschsprachigen Kenner von Hus, der 2003 verstorbene Historiker Ferdinand Seibt, erklärt dies sogar zur Spezifik von Hus' Wirkung in Deutschland: „Umstritten“ sei die Erinnerung an Hus „am stärksten bei uns Deutschen“ gewesen.⁷ Diese Beobachtung erlaubt einen Übergang vom Lutherdenkmal zu Luther, vom 19. in das 16. Jahrhundert und von Kontinuitäten zu Konfrontationen.

Nach einer Lektüre von Luthers 95 Thesen notierte 1518 Johannes Eck, der keine zwei Jahre später den römischen Prozess gegen Luther maßgeblich vorantreiben sollte, summarisch zu mehreren der Disputationsthesen, diese seien „roh, abgeschmackt, um nicht zu sagen, sie schmecken nach Böhmen.“⁸ „Böhmisch“ war für Eck – wie für seine Zeitgenossen – synonym mit häretisch. Das böhmische „Gift“⁹, wie Eck es auch nannte, war ein besonderes: Es stellte eine Verbindung zu dem letzten großen Ketzerprozess her, der ein ganzes Land verwüstet hatte. Nach Hus' Hinrichtung war in Böhmen ein zwei Jahrzehnte währender Krieg entbrannt, der zeitgenössisch als eine Folge des Konzilsentscheidendes gedeutet wurde, so sehr man heute geneigt ist, neben den religiösen auch politische und soziale Motive herauszustellen. Bei Luther herrschte die häresiologische Bedeutung des Wortes „böhmisch“ zunächst ebenfalls vor.¹⁰ Für ihn hatten sich die Böhmen einer Todsünde schuldig gemacht: der *superbia*, des „geistlichen Hochmuts“.¹¹ Ihre Anmaßung bestand nach Luthers früher Einschätzung darin, dass sie einer Werkgerechtigkeit frönten, indem sie sich und ihre Gemeinschaft als reiner und besser ansahen, was zu einer spalterischen Ablösung von der übrigen Kirche geführt habe. Möglicherweise erblickte Luther in der Ketzerei der Böhmen sogar eines der Kennzeichen des nahenden Antichristen.¹²

7 Seibt, *Ferdinand*: Jan Hus. Das Konstanzer Gericht im Urteil der Geschichte. Vortrag, gehalten an dem Mentorenabend der Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München-Nymphenburg am 20. März 1972, ²1993 [ND in: ders., *Hussitenstudien. Personen, Ereignisse, Ideen einer frühen Revolution*, ²1991 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 60), 153-173], 7.

8 *Dokumente zur Causa Lutheri (1517-1521)*, T. 1: Das Gutachten des Prierias und weitere Schriften gegen Luthers Ablassthesen (1517-1518), hg. u. kommentiert von Peter Fabisch u. Erwin Iserloh, 1988 (CCath 41), 393 (Übersetzung zu ebd., 435, Z. 2f.: „Plura possent dici de sequentibus Propositionibus, quarum plures sunt incoctae et insipidae, nisi dicas quod Bohemiam sapient.“).

9 Ebd., 392 (Übersetzung zu ebd., 431, Z. 4: „Bohemicum virus“).

10 Eine grundlegende Analyse bietet Kaufmann, *Thomas*: Jan Hus und die reformatorische Bewegung, in: ders.: *Der Anfang der Reformation. Studien zur Kontextualität der Theologie, Publizistik und Inszenierung Luthers und der reformatorischen Bewegung*, 2012, 30-67; hier: 30-35. Noch immer wertvoll ist die Zusammenstellung der Quellenbelege durch Walther Köhler in: *Luther und die Kirchengeschichte nach seinen Schriften*, zunächst bis 1521, T. 1.1: Die Ablassinstruktion, die Bullen, Symbole, Concilien und die Mystiker, 1900 (Beiträge zu den Anfängen protestantischer Kirchengeschichtsschreibung), hier: 162-178.

11 Kaufmann, Hus (wie Anm. 10), 31f.

12 Ebd., 31 mit Anm. 4. Für eine vergleichende Studie der Endzeitvorstellungen von Hus und Luther s. Oberman, *Heiko A.*: Hus und Luther. Der Antichrist und die zweite reformatorische Entdeckung, in: *Ferdinand Seibt* (Hg.): *Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen*. Vorträge des internationalen

Anfang 1520 hatte sich Luther von dieser Einschätzung weit entfernt. Mit der gewonnenen Gewissheit, im Papst und dem Papsttum dem Antichristen zu begegnen, invertierte sich das frühere Deutungsschema. Mitte Februar 1520 kam Luther zu dem Ergebnis: „Ohne es bislang geahnt zu haben, habe ich den ganzen Johannes Hus gelehrt und vertreten. Mit derselben Unwissenheit hat auch Johannes Staupitz gelehrt. Kurz: Wir sind alle Hussiten, ohne es zu wissen. Sogar Paulus und Augustin sind Wort für Wort Hussiten.“¹³ Aus dem paradigmatischen Ketzler war der prototypische Zeuge des Evangeliums geworden. Luthers universale Identifizierung von Hus mit der evangelischen Wahrheit muss jedoch in zweifacher Hinsicht eingeschränkt werden. Zum einen befindet sich der zitierte Spitzensatz in Luther Korrespondenz und nicht der Publizistik. Es ist Georg Spalatin, der wichtigste Kontaktmann des Kurfürsten in Kirchen- und Universitätsfragen, dem Luther seine neuerliche Wertschätzung von Hus eröffnet. In den Veröffentlichungen, darunter den sog. reformatorischen Hauptschriften des Jahres 1520, verhielt sich Luther weitaus reservierter.¹⁴ Zum anderen ist zu betonen, dass Luthers Kenntnisse von Hus eingeschränkt waren. Die Leipziger Disputation hatte im Juli 1519 eine Annäherung zwischen Luther und Eck darin ergeben, dass sich Luther in Teilen zu der in Konstanz verurteilten Lehre von Hus bekannte.¹⁵ Deren inhaltliche Bestimmung und die sich daraus ergebenden Konsequenzen blieben jedoch umstritten. Für Eck führten die Leipziger Ausführungen kirchenrechtlich stringent in den Häresieprozess des Folgejahres. Luther veranlassten sie zu einer eingehenderen Beschäftigung mit Hus, die in der Korrespondenz jenen Höhepunkt der Selbstidentifizierung erreichte, bevor die nachfolgenden Jahrzehnte differenziertere Positionierungen mit sich brachten. Zu diesen gehörte auch das Muster der späteren Luther-Memoria: der Überbietungsanspruch.

Zugleich war es nun wirklich der Buchdruck, der Hus zu einer breiteren Wahrnehmbarkeit verhalf. Die Verknüpfung von Luther mit Hus, die Eck offensiv betrieb, bevor sie Luther affirmativ aufgriff, mündete in eine publizistische Erschließung einzelner Schriften und Briefe des böhmischen Theologen und des ihm folgenden Hussitismus.

Symposiums in Bayreuth vom 22. bis 26. September 1993, 1997 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 85), 319-346.

- 13 Übersetzung eines undatierten Briefes von Luther an Spalatin, WABr, Bd. 2, 42, Z. 22-25 („c. 14. Februar 1520“): „Ego imprudens hucusque omnia Iohannis Huss et docui et tenui. Docuit eadem imprudentia et Iohannes Staupitz. Breviter: sumus omnes Hussitae ignorantes. Denique Paulus et Augustinus ad verbum sunt Hussitae.“ Zum Text und weiteren Datierungsvorschlägen s. auch Dr. Martin Luther's Sämtliche Werke. Briefwechsel. Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Dr. th. Ernst Ludwig Enders, Bd. 2, 1887, 345, Z. 31-35. Für alternative deutsche Übersetzungen s. Dr. Martin Luthers Sämtliche Schriften, hg. v. Dr. Joh. Georg Walch, Bd. 21/1, ND 1987 [1880-1910], 239 und Soukup, Hus (wie Anm. 48), 210f.
- 14 Vgl. dazu besonders Kaufmann, Thomas: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, 2014 (Kommentare zu Schriften Luthers 3), 410f.: „Ich wil auch Johan. huss keynen heyligen noch Marterer machen/ wie etlich Behemen thun/ ob ich gleich bekenne/ das yhm unrecht geschehen/ und sein buch und lere unrecht vordampt ist/ dan gottis gericht sein heymlich unnd erschrecklich/ die niemant dan er selb allein offinbarn und auszdruckenn sol. Das wil ich nur sagenn/ er seyn ein ketzer wie bosz er ymer mocht sein/ szo hat man yhn mit unrecht und widder got vorprennet“.
- 15 Zu den Rahmenbedingungen und den von Luther sowie Eck verfolgten argumentativen Strategien s. Schubert, Anselm: Libertas Disputandi. Luther und die Leipziger Disputation als akademisches Streitgespräch, in: ZThK 105 (2008), 411-442.

mus.¹⁶ In einer Abschrift aus Prag erhielt Luther Hus' Abhandlung *De ecclesia*; 1520 erschien der Text im Druck.¹⁷ Anhaltendes Interesse an Hus bewies Luthers Vertrauter Johannes Agricola, der den vielleicht eingehendsten Bericht zu den Ereignissen in Konstanz 1527 lateinisch und 1529 deutsch veröffentlichte.¹⁸ Darin schildert Hus' Freund und Schüler, der Konstanzer Augenzeuge Peter von Mladonowitz, die Reise zum Konzil, den Aufenthalt, die Verurteilung und Hinrichtung in einer schonungslosen Offenheit¹⁹, die den Text noch immer zu einer der wichtigsten Quellen für das Rechtsverfahren macht²⁰. Agricola verfolgte auch das Vorhaben, Konstanzer Briefe von Hus zu übersetzen und zu edieren. Es wurde 1536 mit einer Vorrede und 1537 mit einem Nachwort von Luther realisiert.²¹ Das Nachwort bietet jene in früheren Chroniken und Berichten nicht begegnende Legende des armen Bauern, dessen tatkräftige Unterstützung, den Scheiterhaufen aufzutürmen, Hus mit den Worten: „Sancta simplicitas, Ach du heilige Einfalt“, kommentiert.²² Auf Luthers Schüler Matthias Flacius Illyricus geht die über drei Jahrhunderte maßgebliche Hus-Ausgabe zurück, die 1558 in zwei Teilen erschien, im Jubiläumsjahr 1715 nochmals aufgelegt und erst Anfang des 20. Jahrhunderts durch eine kritische Gesamtausgabe abgelöst wurde.²³

Die Rezeptionsmuster des 16. Jahrhunderts wären unvollständig, wiese man nicht auf zwei weitere Formen eines Anschlusses an Hus hin: eine radikale, mithin militante, und eine gemäßigte. Für die erste steht ein früher Schüler Luthers, der sich sogar im geschichtsträchtigen Wintersemester 1517/18 in Wittenberg befand²⁴: Thomas Müntzer. Auch er sah sich in der Nachfolge Hus' – nicht nur ideell, sondern real. Nachdem Müntzer sein über Wittenberg vermitteltes Zwickauer Pfarramt hatte verlassen müssen, in dem er möglicherweise unter böhmische Einflüsse geraten war²⁵, reiste er an

16 Für die Frühzeit s. *Hoyer, Siegfried*: Jan Hus und der Hussitismus in den Flugschriften des ersten Jahrzehnts der Reformation, in: Hans-Joachim Köhler (Hg.): Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit. Beiträge zum Tübinger Symposium 1980, 1981 (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit. Tübinger Beiträge zur Geschichtsforschung 13), 291-307.

17 Für eine quellennahe Zusammenfassung der Vorgänge s. Kaufmann, Hus (wie Anm. 10), 50-53.

18 Hoyer, Hus (wie Anm. 16), 298

19 Hus in Konstanz. Der Bericht des Peter von Mladonowitz. Übersetzt, eingeleitet und erklärt von Josef Bujnoch, 1963 (Slavische Geschichtsschreiber 3), 254-257.

20 S. dazu Seibt, Gericht (wie Anm. 7), 41: „Nach meinem Dafürhalten bieten Hussens eigene, stets wiederholte Beteuerung über sein Anliegen im Prozeßverlauf und ein ziemlich ausführlicher Bericht eines jungen Prager Bakkalars [Peter von Mladonowitz] von den Ereignissen glaubhafte Auskunftsmöglichkeiten, die freilich aus dem Zusammenhang gedeutet werden wollen.“

21 WA, Bd. 50, 16-39.

22 Ebd., 38, Z. 14-16: „Hat auch gesehen ein armes beurlin holtz zu tragen und mit senfftem lecheln gesprochen das wort S. Hieronymi: Sancta simplicitas, Ach du heilige Einfalt.“

23 Eine gute Übersicht bietet *Eršil, Jaroslav*: Hussens Schriften, in: Ferdinand Seibt (Hg.): Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen. Vorträge des internationalen Symposions in Bayreuth vom 22. bis 26. September 1993, 1997 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 85), 107-111, hier: 108f. Ausführlich zur Frage der namentlich nicht ausgewiesenen Erarbeitung durch Flacius und den einzelnen handschriftlichen Vorlagen s. Hartmann, Martina: Humanismus und Kirchenkritik: Matthias Flacius Illyricus als Erforscher des Mittelalters, 2001 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 19), 131f.

24 Erkennt und nachgewiesen wurde dies durch *Bubenheimer, Ulrich*: Thomas Müntzer. Herkunft und Bildung, 1989 (Studies in Medieval and Reformation Thought 46), 145-175; 276-297.

25 Im Ganzen vgl. dazu *Kaufmann, Thomas*: Thomas Müntzer, „Zwickauer Propheten“ und sächsische Radikale. Eine quellen- und traditionskritische Untersuchung zu einer komplexen Konstellation, 2010

den zentralen Wirkungsort von Hus: nach Prag. Dort wurde er im Juni 1521 in allen Ehren als Schüler Luthers empfangen und predigte in der Bethlehemskapelle, an der sich Hus engagiert hatte.²⁶ Müntzers Selbstverständnis illustriert das sog. Prager Manifest, das man besser als Sendbrief an die Böhmen bezeichnen sollte²⁷: Der Text eröffnet die endzeitliche Erwartung, die einerseits dem kriegerischen Wüten des Antichristen gilt, andererseits einer Wiederaufrichtung der apostolischen Kirche: „Dye zceyt der ernde ist do! Drumb hat mich Goth selbern gemit in seyn ernde. [...] Dorumb das ich das fuglich mocht thun, bin ich in ewer landt kommen, meyne allerliebsten Behe-men. [...] Dann in ewern lande wirt dye newe apostolische kirche angehen, darnach uberall.“²⁸ Die zweite, moderate Rezeptionslinie, die zumindest Erwähnung finden soll, reicht vom 15. Jahrhundert in die Gegenwart. Es sind die Böhmisches Brüder, die schon 1511 begannen, eigene Bekenntnisformulierungen auszuarbeiten, darin Luthers Beachtung fanden und zwei Jahrhunderte später enge Verbindungen mit dem Herrnhuter Pietismus eingingen.²⁹

Die Entwicklungen des 16. Jahrhunderts beförderten die posthume Wertschätzung von Hus. Ikonographisch befand sich Hus darin bisweilen sogar auf Augenhöhe mit Luther. Ein Holzschnitt der Cranach-Werkstatt um 1560 zeigt die beiden Theologen beim gemeinsamen Austeilen des Abendmahls.³⁰ In der linken Bildhälfte reicht Luther den Abendmahlskelch Johann dem Beständigen, während Hus, spiegelbildlich zur Rechten, Friedrich dem Weisen die Oblate spendet. Im Medium des Bildes werden Luther und Hus zu Zeitgenossen, die sich des kursächsischen Brüderpaares annehmen. Die Anerkennung, die Hus neben Luther genoss, veranschaulichen auch die dekorativen Rollenstempel des 16. Jahrhunderts, die zur Prägung lederner Bucheinbände dienten. Nach einer Zählung zu Beginn des 20. Jahrhunderts begegnen Luther, Melanchthon und Erasmus 134-mal mit Hus und nur 16-mal ohne ihn.³¹ Ein bis heute verbreitetes Symbol in Pfarrkirchen ist der Schwan. Ihn findet man entweder alleine oder mit

(Thomas-Müntzer-Gesellschaft e. V. Veröffentlichungen 12).

- 26 Einschlägige Ausführungen zum Pragaufenthalt bieten *Steinmetz, Max*: Thomas Müntzers Weg nach Allstedt. Eine Studie zu seiner Frühentwicklung, 1988, 150-168, und *Vogler, Günter*: Thomas Müntzer, 1989, 93-111.
- 27 Vgl. dazu die vorzügliche Quellen- und Literaturübersicht von *Dammaschke, Marion u. Vogler, Günter*: Thomas Müntzer. Bibliographie (1519-2012), 2013 (Bibliotheca Dissidentium 28), 63-65.
- 28 *Franz, Günther* (Hg.): Thomas Müntzer: Schriften und Briefe. Kritische Gesamtausgabe, 1968 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 33), 504, Z. 18f., 24f., 30f. [längere deutsche Fassung].
- 29 S. dazu Bekenntnisse der Böhmisches Brüder. Mit einem Vorwort von Erich Beyreuther und einer Einleitung von Alfred Eckert, 1979 (Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Materialien und Dokumente 1/3). Grundlegende Informationen bietet Machilek, Franz: Art. Böhmisches Brüder (Böhmisches Brüderunität), in: TRE, Bd. 7, 1981, 1-8.
- 30 Abgebildet und gedeutet bei Kaufmann, Hus (wie Anm. 10), 62, Abb. 2.
- 31 Den Hinweis bietet – unter Rückgriff auf Ilse Schunkes Zählung aus den Jahren 1928 und 1929 – *Meuthen, Erich*: Nikolaus von Kues und die deutsche Kirche am Vorabend der Reformation. in: *Klaus Kremer u. Klaus Reinhardt* (Hg.): Nikolaus von Kues. Kirche und Respublica Christiana. Konkordanz, Repräsentanz und Konsens. Akten des Symposions in Trier vom 22. bis 24. April 1993, 1994 (Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft 21), 39-77, hier: 43, Anm. 17. Illustrationen zu dem Motiv „Hus“ kann man leicht über die Einbanddatenbank abrufen: <http://www.hist-einband.de/recherche/index.php> (Zugriffsdatum: 4. März 2015).

Luther dargestellt, für den er steht.³² Der Schwan dokumentiert einen weiteren Rückbezug Luthers auf Hus, indem jener ein diesem zugeschriebenes Logion 1531 auf sich ausdeutete: „S. Johannes Hüs hat von mir geweissagt, da er aus dem gefengnis ynn behemerland schreib, Sie werden itzt eine gans braten (denn Hüs heisst eine gans) Aber vber hundert iaren, werden sie einen schwanen singen horen, Den sollen sie leiden, Da solls auch bey bleiben, ob Gott wil“.³³

3. Jan Hus – Literatur zu Leben und Werk

Das berühmte Wort von der Gans und dem Schwan verdankt sich einem jener produktiven Fortschreibungsprozesse, gegen die auch die Moderne nicht gefeit ist. Über das Leben und Werk von Hus zitiert man gerne, auch im renommiertesten theologischen Nachschlagewerk unserer Zeit, und natürlich mit exakter Band- und Seitenzahl, Rankes „Weltgeschichte“ von 1888: „Erst, da Hus tot war, wurden seine Gedanken eigentlich lebendig.“³⁴ Der fast wortidentische Satz eines sudetendeutschen Historikers ist erstmals 1936 zu belegen³⁵, wurde 1970 zu einem nicht ausgewiesenen Ranke-Zitat³⁶, 1973 zur Paraphrase einer falschen Belegstelle³⁷ und seit 1983 als vermeintliches Ranke-Zitat mit der angeblichen Referenz³⁸ unzählige Male ungeprüft wiederholt. Als Ausgangspunkt des modernen Logions erweisen sich Rankes „Vier Bücher Preußischer

32 Die beste Einführung in das Thema ist: Luther mit dem Schwan. Tod und Verklärung eines großen Mannes. Katalog zur Ausstellung in der Lutherhalle Wittenberg anlässlich des 450. Todestages von Martin Luther vom 21. Februar bis 10. November 1996, 1996.

33 WA, Bd. 30/3, 387a, Z. 6-10. Vgl. ebd., 387b, Z. 18-22. Kaufmann, Hus (wie Anm. 10), 64, zitiert eine spätere, einflussreiche Überlieferung: „Ihr bratet itzundt ein Huss, das ist/ ein Ganss/ aber nach Hundert Jahren wird auffstehen labod/ das ist/ ein Schwan/ der da singen wird/ und wird von euch nicht gebraten werden“. Eine vorzügliche Literaturübersicht zum Thema bietet Kaufmann ebd., 64, Anm. 144.

34 *Machilek, Franz*: Art. Hus/Hussiten, in: TRE, Bd. 15, 1986, 710-735, hier: 721.

35 Ohne Bezüge auf Ranke s. *Schmidtmayer, Alfred*: Geschichte der Sudetendeutschen. Ein Volksbuch, 1936, 125 (2136, 125; zuletzt [ohne Auflagenzählung] 1944, 133): „Jetzt, da Hus tot war, wurde er eigentlich erst lebendig.“ In die Hus-Literatur ging diese Formulierung spätestens 1940 ein, als sie Melchior Vischer (Jan Hus. Sein Leben und seine Zeit, Bd. 2, 1940, 342, „Zu II, Seite 188 f.“) in kritischer Distanz gegenüber den nationalistischen Untertönen des sudetendeutschen Historikers formal stimmig zitierte.

36 *Seibt, Ferdinand*: Hus und wir Deutschen. Zum 600. Geburtstag eines großen Bekenners, in: Kirche im Osten 13 (1970), 74-103, hier: 78. Seibt kannte den Wortlaut von Schmidtmayer (wie Anm. 35). 1957 zitierte er ihn und wies ihn mit der Literaturangabe aus, die man auch bei Vischer (wie Anm. 35) findet; s. dazu Seibt, Ferdinand: Johannes Hus und der Abzug der deutschen Studenten aus Prag 1409, in: ders., Hussitenstudien (wie Anm. 7), 1-15; hier: 15.

37 Seibt, Gericht (wie Anm. 7), 5, 47 und 48, Anm. 1: „L. von Ranke, Weltgeschichte Bd. 9, Leipzig 1888 S. 187“.

38 *Seibt, Ferdinand*: Hus in Konstanz, in: ders., Hussitenstudien (wie Anm. 7), 229-240. Das 1984 gedruckte Portrait von dems.: Jan Hus, in: *Martin Greschat* (Hg.): Gestalten der Kirchengeschichte, Bd. 4: Mittelalter II, ND 1993, 251-266; hier: 251, verzichtet auf eine bibliographische Referenz. Der erste Hinweis (wie Anm. 37) auf Rankes „Weltgeschichte“ dürfte der Verlegenheit geschuldet gewesen sein, das angenommene Zitat nicht verifizieren zu können. Der bezeichnete Abschnitt der „Weltgeschichte“ beschäftigt sich mit dem Konzil von Konstanz, bietet aber keine wörtlichen Entsprechungen. Eine Auflistung der Seibts Angaben unkritisch kopierenden Autorinnen und Autoren erübrigt sich, da sie nicht zur Erhellung der Genese beiträgt.

Geschichte“ in der Fassung von 1874: „Niemand ahnte, daß man Huß erst lebendig machte, als man ihn hinrichtete.“³⁹

Was als *Petitesse* erscheinen mag, illustriert ein methodisches Problem der Hus-Biographik: Man kann kaum über das Leben und Werk von Hus schreiben, ohne zahlreiche Daten mehr oder minder unkritisch zu übernehmen. Um Hus zu lesen, benötigt man nicht nur gute Lateinkenntnisse, man muss auch Tschechisch verstehen. Über viele Jahre gab es im deutschen Sprachraum keine größere Hus-Biographie, die sich die Mühe gemacht hätte, alle gebotenen Informationen detailliert auszuweisen. Dennoch finden sich fachlich gute, sprachlich und belletristisch sogar meisterhafte Gesamtdarstellungen. Ein kulturgeschichtlich beeindruckendes Epochengemälde zu Hus schuf der als Luther-Biograph von der Fachwelt immerhin als erfolgreicher „Journalist“ gewürdigte Troeltsch-Schüler Richard Friedenthal, dessen 1972 erschienene, bis 1987 vier Auflagen erlebende Hus-Biographie die Anerkennung von Historikern wie Golo Mann fand: Es „wird alles erzählt, nicht analysiert, es wäre denn so, wie ich glaube, daß es ist, daß Erzählung und Analyse ein und dasselbe sein können.“⁴⁰ Noch immer eignet sich das Buch bestens, um die zeitgenössische Bedeutung des Königreiches Böhmen zu ermessen, in das der nach seinem Heimatort Husinec benannte Jan Hus um 1370 geboren wurde und in dem er eine steile Karriere machte. Eingehend schildert Friedenthal die Relevanz der Universität Prag, die 1348 als erste Universität nördlich der Alpen außerhalb Englands und Frankreichs gegründet wurde. Nachvollziehbar entfaltet er die wissenschaftlichen Kontroversen und die Wege des Wissenstransfers, die im Falle von Hus von Oxford nach Prag verliefen. Mit der Rezeption des spezifischen philosophischen und theologischen Profils von Wyclif⁴¹ verbanden sich die Konflikte um Hus, die Friedenthal in ihren historischen Folgen bis zu den Hussitenkriegen verfolgt. Hus befand sich in Prag an exponierter Position: Als zeitweiliger Rektor der Universität engagierte er sich für die kirchlich umstrittene Lehre. Zusammen mit anderen gelang es ihm, die Mehrheitsverhältnisse der universitären Abstimmungsprozesse zugunsten der einheimischen Böhmen zu verändern, was 1409 zu dem Auszug der deutschen Universitätsangehörigen und der Neugründung der Universität Leipzig führte. Anschaulich beleuchtet Friedenthal auch weitere Wurzeln von Hus' Wirksamkeit. Dazu gehören die Anstellung an einer betont volkssprachlichen Predigtkirche, der erwähnten Bethlehemskapelle. Was Friedenthal im Großen unternimmt, die Verschränkung einer Epoche mit dem historischen Einzelschicksal, gelingt dem Mediävisten Helmut G. Walther im Kleinen: Sein Hus-Portrait markiert den Hauptbeitrag der Konstanzer

39 Von Ranke, Leopold: Genesis des Preußischen Staates. Vier Bücher Preußischer Geschichte, Leipzig 1874, 89.

40 Friedenthal, Richard: Ketzler und Rebell. Jan Hus und das Jahrhundert der Revolutionskriege, 1972. Für die zitierte Äußerung über Friedenthals Luther-Biographie s. Aland, Kurt: Martin Luther in der modernen Literatur. Ein kritischer Dokumentarbericht, 1973, 5. Zunächst als FAZ-Rezension erschien Mann, Golo: Hus oder es konnte kein gutes Ende nehmen, in: Klaus Piper (Hg.): Richard Friedenthal. ...unversehens ist es Abend. Von und über R. F.: Essays, Gedichte, Fragmente, Würdigung, Autobiographisches, 1976, 229-234; das abschließende Zitat s. ebd., 231.

41 Eine gute Vertiefung des Themenkomplexes erlaubt Benrath, Gustav Adolf: Wyclif und Hus, in: ZThK 62 (1965), 196-216.

Festschrift von 1980.⁴² Eine belletristische Alternative zu Friedenthal und ein eigenes zeitgeschichtliches Dokument stellt Melchior Vischers zweibändige Hus-Biographie von 1940 dar.⁴³ 1968 legte Matthew Spinka eine lebens- und werkgeschichtliche Synthese für den englischen Sprachraums vor.⁴⁴ Peter Hilsch präsentierte 1999 eine deutsche Gesamtdarstellung, die solide über Hus' Leben und Werk orientiert.⁴⁵ In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann auch Thomas A. Fudge, sich mit Hus zu beschäftigen. Im englischen Sprachraum hat er seitdem eine Vielzahl einschlägiger Veröffentlichungen vorgelegt, die in einheimischen Bibliotheken aber bisweilen nicht verfügbar sind.⁴⁶ Eine reiche Ernte jahrzehntelangen Forschens fuhr František Šmahel mit seiner im Tschechischen vierbändigen, im Deutschen dreibändigen „Die hussitische Revolution“ ein.⁴⁷ Die Arbeit erhellt eine Epoche und darf ihrerseits als epochal gelten. Aus den derzeit erscheinenden Einführungsbüchern, die auch die jüngere Literatur verarbeiten, ragt das 2014 gedruckte Buch von Pavel Soukup heraus.⁴⁸ Es bietet eine spannende Ringkomposition, indem die Erzählung mit Hus' Verhaftung in Konstanz einsetzt und mit der Verurteilung und deren Folgen schließt. Den Skopos des Buches bildet somit die Frage, wie es zu der dramatischen Entwicklung und dem Tod von Hus kam. Die Antwort ist eine bestens recherchierte Lebensgeschichte, die in gut ausgewählten, problemgeschichtlichen akzentuierten Einzelkomplexen vorgetragen wird.⁴⁹ Mit Spannung kann man derzeit den „Companion to Jan Hus“ erwarten, der in diesem Jahr erscheinen soll.⁵⁰

4. Hus in Konstanz – Momentaufnahmen der Briefe und Berichte

Sucht man abschließend eine möglichst direkte Begegnung mit Hus, empfehlen sich dafür seine Briefe. Etwa einhundert Schreiben sind ganz oder in Auszügen überliefert; mehr als die Hälfte davon fällt in das letzte Lebensjahr, das von der Reise nach Konstanz, der dortigen Gefangennahme, dem Prozess und der Möglichkeit einer Ver-

42 Walthers, *Helmut G.*: Magister Jan Hus, 1370-1415. Sein Weg nach Konstanz, in: Johannes Hus in Konstanz (wie Anm. 1), 27-73.

43 Vischer, Hus (wie Anm. 35).

44 Spinka, *Matthew*: Jan Hus. A Biography, 1968.

45 Hilsch, *Peter*: Johannes Hus (um 1370-1415). Prediger Gottes und Ketzer, 1999. Dass man auch den von Hilsch gebotenen Informationen kritisch begegnen sollte, legt der Schlusssatz des Kapitels zur Konstanzer Verurteilung nahe, ebd. 283: „Wie ein oft zitiertes Wort des Historikers Leopold von Ranke sagte: ‚Erst, da Hus tot war, wurden seine Gedanken eigentlich lebendig.‘“ Vgl. dazu oben Anm. 35-38.

46 Die jüngste Monographie bietet einen guten Ansatzpunkt, um die früheren Publikationen zu erschließen: Fudge, *Thomas A.*: The Trial of Jan. Hus. Medieval Heresy and Criminal Procedure, 2014.

47 Šmahel, *František*: Die hussitische Revolution, 3 Bde., 2002 (MGH.SRI 43).

48 Auf einen eigenen Anmerkungsapparat verzichtet Krzenek, *Thomas*: Johannes Hus. Theologe, Kirchenreformer, Märtyrer, 2011 (Persönlichkeit und Geschichte 170). Soukup, *Pavel*: Jan Hus. Prediger – Reformator – Märtyrer, 2014 (Urban-Taschenbücher 737).

49 Zu dem Selbstverständnis als Biographie vgl. Soukup, Hus (wie Anm. 48), 12 u. 191.

50 Šmahel, *František u. Pavlíček, Ota* (Hg.): A Companion to Jan Hus, 2015 (Bill's Companions to the Christian Tradition 54).

urteilung und Hinrichtung bestimmt ist.⁵¹ Die Briefe bieten Momentaufnahmen einer anfangs noch offenen Situation und richten sich teils an Freunde in Prag, teils an Vertraute vor Ort.

Stolz verweist Hus darauf, dass er die Reise nach Konstanz ohne Geleitbrief angetreten hat.⁵² Bei seinen Zwischenstationen sieht er sich von einer überwältigenden Zustimmung getragen. Aus Nürnberg berichtet er von einem öffentlichen Austausch: „von dieser Stunde an unterredeten wir uns vor den Schöffen und Bürgern bis zum Anbruch der Nacht. Da war ein Doktor, ein Karthäuser, der brachte wunderliche Einfälle vor. Und ich merkte, dem [...] Pfarrer von St. Sebald [...] gefiel es nicht recht, daß die Bürger meiner Meinung zustimmten. Schließlich waren alle Magister und Bürger zufriedengestellt. Wißt auch, daß ich bisher noch keinen Feind entdeckt habe.“⁵³ Die drohenden Anklagen interpretiert er von den ersten einschlägigen Briefen⁵⁴ bis zu seiner letzten dokumentierten Äußerung⁵⁵ als Teil einer Verleumdungskampagne. Seine Hoffnung gilt von Anfang an⁵⁶, auch nach der überraschenden Gefangennahme vor Ort, einer öffentlichen Erklärung, einer notariell legitimierten Stellungnahme, einer akademischen Disputation oder einer Predigt⁵⁷. Zunächst setzt Hus auf die Unterstützung des böhmischen Königs. Vor seiner Inhaftierung besteht er, trotz der hohen laufenden Unterhaltskosten, auf einem Pferd, „wenn ich einmal aus der Stadt zum König reiten müßte.“⁵⁸ Noch im Januar 1515 schreibt Hus: „Wenn ich wenigstens einmal den König samt unseren Böhmen sehen könnte, so würde ich getröstet.“⁵⁹ Im März erbittet er nur noch eine klare Positionierung des Königs.⁶⁰ Im Juni sind die anfänglichen Hoffnungen in die bittere Enttäuschung über einen mehrfachen Wortbruch gekippt: die gebrochene Geleitzusage und eine unzureichende Erklärungsmöglichkeit.⁶¹ Schließlich, zwei Wochen vor der Hinrichtung, erfolgt eine schroffe Ablehnung des Königs. Zwei Freunden

51 Die kritische Edition stellt dar: Spisy M. Jana Husi, Bd. 9: M. Jana Husi Korespondence a dokumenty, hg. v. Václav Novotný, Prag 1920. Eine vollständige Übersetzung der Briefe ins Englische bietet: The Letters of John Hus. Translated from the Latin and the Czech by Matthew Spinka, 1972. Die Konstanzer Briefe veröffentlichte in deutscher Übersetzung Dachsel, *Joachim*: Jan Hus. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Seine Briefe vom Herbst 1414 bis zum Juli 1415 ins Deutsche übersetzt in Zusammenarbeit mit František Potměšil, 1964, 136-224. Den Text, die Einführungen und Kommentare von Dachsel wiederholt *Schamschula, Walter* (Hg.): Jan Hus. Schriften zur Glaubensreform und Briefe der Jahre 1414-1415, 1969, 105-195. Im Folgenden beschränke ich mich auf eine Zitation von Dachsel, dessen Angaben die Bezüge zur kritischen Werkausgabe erschließen. Auf eine Wiedergabe von Dachsel's Zählung der Briefe wird hingewiesen, weil diese von Novotný abweicht.

52 Dachsel, Briefe, 140 (zwischen 28. 9 und 11. 11. 1414); 144 (4. 11. 1414); 146 (6. 11. 1414); besonders einschlägig: 160f. (nach dem 19. 1. 1415). Für solide Kurzinformationen zur Thematik der Geleitzusage s. Soukup, Hus (wie Anm. 48), 192.

53 Dachsel, Briefe, 143 (24. 10. 1414).

54 Dachsel, Briefe, 139 (zwischen 28. 9 und 11. 11. 1414).

55 S. dazu unten Anm. 78.

56 Dachsel, Briefe, 145 (4. 11. 1414): „Ich hoffe, in öffentlichem Gehör Rede stehen zu können.“

57 Dachsel, Briefe, 153f. (4. 1. 1515).

58 Dachsel, Briefe, 168f. (24. 3. 1415).

59 Dachsel, Briefe, 209 (etwa am 26. 6. 1415).

60 Dachsel, Briefe, 157 (vor dem 8. 1. 1415).

61 Dachsel, Briefe, 181 (etwa am 13. 6. 1415). Zur Frage des königlichen Geleitbriefes s. die Schilderung und das Dokument nach Mladonowitz, Bericht (wie Anm. 19), 45-47. S. ferner oben Anm. 52. Zu den Hus eröffneten Gehör vgl. Soukup, Hus (wie Anm. 48), 193.

schreibt Hus: „Ich ermahne Euch beim Innersten Jesu Christi: Laßt die Eitelkeiten dieser Welt und kämpft für den ewigen König Jesus Christus! Vertraut nicht auf Fürsten, auf Menschenkinder, bei denen kein Heil ist [...]; denn die Menschenkinder sind heute lügnerisch und falsch, und morgen werden sie umkommen. Gott aber bleibt in Ewigkeit. Dieser hat Diener – nicht weil er sie braucht, sondern zu ihrem eigenen Nutzen, und was er ihnen verspricht, das hält er; was er ihnen zusagt, das erfüllt er. Niemand betrügt er mit ‚sicherem Geleit‘. [...] Selig der Diener, der diesen König der Herrlichkeit empfangen wird mit Freuden!“⁶²

So schwer die Enttäuschung über den böhmischen König wiegt, so wenig möchte Hus seinem himmlischen König vorgreifen. Die Möglichkeit, Konstanz unversehrt zu verlassen, schließt Hus nicht aus. Zunächst erinnert er an große Beispiele göttlicher Hilfe: „Der Herr hat Jona aus dem Bauche des Walfisches befreit, Daniel aus der Löwengrube, die drei Jünglinge aus dem Feuerofen, Susanna aus dem Gericht falscher Zeugen – er kann auch mich zur Ehre seines Namens und um der Predigt seines Wortes willen erretten, wenn es so nützlich sein wird. Sollte jedoch der vor dem Angesicht des Herrn kostbare Tod kommen, so sei der Name des Herrn gelobt!“⁶³ Immer häufiger beruft er aber biblische Zeugen eines bis in den Tod reichenden kompromisslosen Bekennermutes: Eleazar⁶⁴, „die sieben Makkabäer [...], die sich lieber in Stücke hauen lassen wollten, als gegen das Gesetz des Herrn Fleisch zu essen“⁶⁵, Johannes der Täufer⁶⁶, Petrus und Paulus⁶⁷. Zwei Wochen vor der Hinrichtung erklärt Hus seinen Freunden in Böhmen: „Die Heiligen sind durch viele Leiden ins Himmelreich gelangt; einige in Stücke gehauen, andere durchbohrt, andere gekocht, andere gebraten, wieder andere lebendig geschunden, lebendig begraben, gesteinigt, gekreuzigt, zwischen Mühlsteinen zermalmt, geschleift, ertränkt, verbrannt, gehängt, in Stücke gerissen und zuvor geschmäht, eingekerkert, geschlagen, gefesselt – und wer kann all die Martern beschreiben, die im Neuen und im Alten Bunde die Heiligen für Gottes Wahrheit erlitten haben, und besonders diejenigen, die die Bosheit von Priestern gestraft und gegen sie gepredigt haben!“⁶⁸ Von den Propheten bis zu späteren Päpsten wie Gregor dem Großen sieht er die wechselvolle Geschichte einer vermeintlichen Häresie, die der Wahrheit den Weg bricht.⁶⁹ Für sich setzt Hus auf eine solche posthume Anerkennung: „Diese Beispiele habt vor Augen, und laßt Euch nicht abschrecken zu lesen, was ich geschrieben habe, und liefert ihnen meine Bücher nicht zum Verbrennen aus!“⁷⁰

Über alle biblischen und historischen Beispiele der Leidensnachfolge erhebt sich für Hus Christus, der Garant der göttlichen Gerechtigkeit. Rechtsgeschichtlich epochal ist, dass sich Hus auf Christus alleine als Rechtsbeistand beruft: „Vor den Kommissaren habe ich ausdrücklich gesagt: ‚Mein Verteidiger und Anwalt sei Jesus Christus, der

62 Dachsel, Briefe, 209 (etwa am 26. 6. 1415).

63 Dachsel, Briefe, 157 (vor dem 8. 1. 1415).

64 Dachsel, Briefe, 185 (etwa 20. 6. 1415); Dachsel, Briefe, 187 (ohne Datum).

65 Dachsel, Briefe, 187 (ohne Datum).

66 Dachsel, Briefe, 186 (etwa 20. 6. 1415).

67 Dachsel, Briefe, 216f. (29. 6. 1415).

68 Dachsel, Briefe, 213 (27. 6. 1415).

69 Dachsel, Briefe, 200 (24. 6. 1415).

70 Ebd.

auch alle bald richten wird! Ihm habe ich meine Sache übergeben, wie er seine eigene Sache Gott dem Vater übergeben hat.“⁷¹ Als ein namentlich unbekannter Konzilsteilnehmer Hus eine Formulierung zuspiziert, die einen formalen Widerruf ohne inhaltliche Kompromisse ermöglichen soll, lehnt Hus dankend ab. Er wiederholt, die juristische Rollenverteilung weiterführend: „weil ich mich auf Jesus Christus, den mächtigsten und gerechtesten Richter, berufen und ihm meine Sache anvertraut habe, bin ich auch seines heiligsten Beschlusses und Urteils gewärtig in der Überzeugung, er werde jeden Menschen richten und belohnen nicht nach falschen Zeugnissen, sondern nach Wahrheit und Verdiensten.“⁷² Zugleich entfaltet Hus schon früh eine Leidenstheologie, die eine Erkenntnis Gottes erst aus der Erfahrung des Leidens⁷³ in der Nachfolge Christi ableitet: „Er gab uns das Beispiel, damit wir für ihn wie für unser Heil leiden könnten – er, Gott, und wir, seine Geschöpfe [...]; er, der Sündlose, und wir Sünder; er, der nichts bedarf, und wir Bedürftigen. Er hat für uns Sünder gelitten – warum sollten wir nicht auch leiden? Unser Leiden in Gnaden aber ist unsere Reinigung von Sünden und Befreiung von ewigen Qualen, und unser Tod ist unser Sieg.“⁷⁴

Ein Traum während der Konstanzer Gefangenschaft illustriert die Bedeutung Christi für die bildlichen Darstellungen in der Prager Bethlehemskapelle. Einen Freund fordert Hus auf: „Erklär mir den Traum dieser Nacht! Ich träumte, in Bethlehem wollten die Prälaten alle Christusbilder zerstören und taten es auch. Am andern Tage stand ich auf und erblickte viele Maler, die noch schönere und noch mehr Bilder schufen. Mit Freuden sah ich sie, und die Maler sagten zur Volksmenge: ‚Mögen doch die Bischöfe und Priester kommen und sie uns vernichten!‘ Da freuten sich die vielen Leute in Bethlehem, und ich freute mich mit ihnen. Als ich erwachte, merkte ich daß ich schmunzelte. Noch dies: Über die Inschrift in Bethlehem verbreiteten etliche Leute schon die Nachricht, man wolle sie zerstören. – Ich werde eine Abschrift der kleinen Abhandlungen schicken. Ich habe sie zweimal abgeschrieben.“⁷⁵ Der Ort des Geschehens, die Bethlehemskapelle, deren Wandinschrift und die Abschriften einzelner Texte deuten an, wie man in der Zeit vor dem Buchdruck Massenkommunikation betreiben konnte. Die Bethlehemskapelle faßte 3.000 Zuhörer, „ein Zehntel der Prager Stadtbevölkerung“.⁷⁶ Die erwähnte Inschrift bestand aus einer in den Kirchenraum integrierten thesenhaften Zusammenfassung der sechs Hauptirrtümer, die Hus den zeitgenössischen Kirchenvertretern vorhielt. Aufgezählt hatte er diese Punkte in seiner Schrift *De sex erroribus*.⁷⁷ Die Liste begann mit dem Hinweis auf die Schöpfermacht Gottes, die jene

71 Dachsel, Briefe, 165 (nach dem 5. 3. 1415).

72 Dachsel, Briefe, 186 (etwa 20. 6. 1415).

73 Dachsel, Briefe, 166f. (etwa 3. 1415): „Erst jetzt lerne ich den Psalter begreifen, recht beten, über die Schmach Christi und das Leiden der Märtyrer nachdenken; denn Jesaja spricht: ‚Anfechtung gibt Erkenntnis‘ (Jes. 28,19). Und weiter: ‚Wer nicht geprüft wurde – was weiß der?‘“ Vgl. auch ebd., 213 (27. 6. 1415): „Er [Gott] hat uns [Hus und Hieronymus von Prag] die Zeit gegeben, damit wir uns der furchtbaren Schmach unseres Königs, unseres Herrn und Gottes, des barmherzigen Jesus, erinnern, seines grausamen Todes gedenken und dadurch williger leiden“.

74 Dachsel, Briefe, 140 (zwischen 28. 9. und 11. 11. 1414).

75 Dachsel, Briefe, 163f. (5. 3. 1415).

76 Soukup, Hus (wie Anm. 48), 192. Hervorragend zu Hus' Predigtstätigkeit ist ebd., 31-41.

77 S. dazu instruktiv ebd., 108-110. Gut und detailreich ist auch Hilsch, Hus, 157-159. Die nachfolgenden Hinweise orientieren sich an Soukup, Hus (wie Anm. 48), 109.

Priester missachteten, die glaubten, in der Konsekration des Abendmahls etwas Neues zu schaffen. Sie betonte den Glauben an Gott gegenüber der Heiligen- und Marienverehrung, hob auf die göttliche und nicht etwa priesterliche Vergebungsmacht ab, schränkte den Gehorsam gegenüber einer ungerechten Obrigkeit ein, erklärte einen ungerechten Bann für ungültig und verurteilte den kirchlichen Ämterkauf. Die Punkte lassen ein erhebliches Konfliktpotential erahnen. Zugleich deutet der Traum an, mit welcher Zuversicht Hus den Sieg der eigenen Sache, den Sieg Christi erwartete.

Der Bericht des Konstanzer Augenzeugen und Prager Freundes Peter von Mladonowitz überliefert die letzten Worte, mit denen Hus nochmals die Chance eines Widerrufs ausschlug, und schildert die Hinrichtung in ihrer schonungslosen Brutalität: „Der Magister [...] blickte zum Himmel und antwortete mit lauter Stimme: ‚Gott [...] ist mein Zeuge, daß ich das was mir fälschlich zugeschrieben wird und was man mir durch falsche Zeugen aufgebürdet hat, niemals gelehrt und auch niemals gepredigt habe, sondern es lag vor allem in der Absicht meiner Predigt und aller meiner Handlungen oder Schriften, die Menschen einzig und allein von der Sünde abbringen zu können. In dieser evangelischen Wahrheit aber, die ich geschrieben, gelehrt und gepredigt habe nach den Aussprüchen und Auslegungen der heiligen Lehrer, will ich heute gern sterben.‘ [...] Dann zündeten die Henker den Magister an. Er sang darauf mit lauter Stimme zuerst: ‚Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme mich meiner‘; zum zweitenmal: ‚Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme mich meiner!‘ Und beim dritten Male: ‚Der du geboren bist aus Maria, der Jungfrau.‘ – Und als er zum dritten Male begonnen hatte zu singen, schlug ihm alsbald der Wind die Flamme ins Gesicht, und also betend und Lippen und Haupt bewegend, verschied er im Herrn. [...] Als das Holz der [...] Bündel und Taue verbrannt war und immer noch eine Körpermasse dastand, [...] stießen darauf die Henker die genannte Masse [...] zu Boden, belebten das Feuer weiter [...] und verbrannten die Masse vollständig. Sie gingen herum und schürten die Knochen mit Stangen zusammen, damit sie um so schneller zu Asche würden. Und als sie sein Haupt fanden, teilten sie es mit einer Stange in Stücke und warfen es wieder ins Feuer. Da sie aber unter den inneren Organen sein Herz gefunden hatten, spitzten sie eine Stange nach Art eines Spießes an und befestigten am Ende das Herz, brannten es besonders und schütteten es beim Verbrennen mit Stangen und machten schließlich jene ganze Masse zu Asche. Und auf Geheiß [...] warfen die Henker sein Hemd zusammen mit den Schuhen ins Feuer und sagten dabei: ‚Damit das die Böhmen nicht etwa wie Reliquien halten, werden auch wir dir deinen Preis dafür geben.‘ Das taten sie auch. Und so luden sie zusammen mit den einzelnen genannten Aschenteilen der Holzscheite alles auf einen Wagen und versenkten es im nahen Rheinfluß daselbst und zerstreuen es.“⁷⁸

Noch auf dem Weg nach Konstanz hatte Hus einen ersten Trostbrief an die zurückgelassenen Freunde in Böhmen geschrieben: „Vielleicht werdet Ihr mich in Prag vor meinem Tode nicht mehr sehen. Wenn mich aber der mächtige Gott heimkehren läßt, werden wir einander mit Freuden wiedersehen – auf jeden Fall jedoch, wenn wir in der *himmlischen* Freude zusammentreffen.“⁷⁹

78 Mladonowitz, Bericht (wie Anm. 19), 256f.

79 Dachsel, Briefe, 141 (zwischen 28. 9. 1414 und 11. 11. 1414).

Ästhetik statt Geschichte

Albert Schweitzer, Bach und das wahre Wesen der Orgel

STEPHAN A. REINKE

Am 26. August 1904 schreibt Albert Schweitzer an Oskar von Hase, den Seniorchef des Musikverlags Breitkopf & Härtel: „Musik ist bei mir eben eine Erbschaft, gegen die ich nichts ausrichten kann.“¹ Das ist zweifelsohne mehr als bloße Attitüde. Musik ist für Schweitzer bedeutsam. Sie begleitet ihn durch sein Leben. Immer wieder zieht es ihn zu ihr. Seine erste und seine letzte Veröffentlichung sind auf musikalischem Gebiet: eine im Jahr 1898 anonym erschienene Denkschrift auf seinen Mülhauser Orgellehrer Eugen München² und die beiden letzten, erst nach seinem Tod 1967 veröffentlichten Bände seiner monumentalen Gesamtausgabe der Orgelwerke Johann Sebastian Bachs. Sie bilden den Rahmen seines publizistischen Schaffens. Die Auseinandersetzung mit Musik ist ihm Herzensangelegenheit, (moralische) Verpflichtung und Fortsetzung einer Familientradition zugleich:

„Als ich fünf Jahre war, begann mein Vater, mich auf dem alten, vom Großvater Schillingler stammenden Tafelklavier zu unterrichten. Er besaß keine große Technik, aber improvisierte sehr schön. Mit sieben Jahren überraschte ich die Lehrerin in der Schule damit, daß ich ihr auf dem Harmonium Choralmelodien mit selbsterfundenen Harmonien vortrug. Mit acht Jahren, kaum daß die Füße lang genug waren, um die Pedaltasten zu erreichen, begann ich Orgel zu spielen. Die Leidenschaft für die Orgel hatte ich von meinem Großvater geerbt.“³

Mit 9 Jahren spielt er zum ersten Mal in einem Gottesdienst. Mit 16 Jahren gibt Schweitzer sein erstes Konzert. Viele weitere hundert folgen, bis er mit fast 80 Jahren ein letztes Mal öffentlich auftritt: am Todestag Johann Sebastian Bachs im Straßburger Münster.⁴ Musik ist – von Anfang an – ein Teil seines Lebens. Kein Hobby, keine Nebensache, sondern ein ebenso zentraler wie eigenständiger Bestandteil seines Denkens und Handelns. Schweitzer betrachtet die Musik nicht als Theologe, nicht als Philosoph. Er nähert sich der Musik als Musiker. Stefan Hanheide weist mit gutem Grund darauf hin, dass Schweitzers Nachdenken über die Musik „ausgesprochen selbständig neben der Theologie und der philosophischen Ethik ihren Platz“⁵ hat.

Selbständig – oder anders: unkonventionell – ist auch sein musikwissenschaftliches Tun, das relativ exklusiv um die Person Johann Sebastian Bachs kreist. Auch hier möchte der Musiker Schweitzer den Musiker Bach anderen Musikern plausibel machen. Über sein wohl profiliertestes Projekt – die große Bach-Monografie – schreibt er:

1 Zit. nach: *Jacobi, Erwin R.*: Musikwissenschaftliche Arbeiten, Zürich 1984, 264.

2 *Eugène Munch 1857-1898*, Mulhouse 1898.

3 *Schweitzer, Albert*: Aus meinem Leben und Denken, Frankfurt am Main 2011, 11.

4 Vgl. *Schützeichel, Harald*: Die Konzerttätigkeit Albert Schweitzers, Bern/Stuttgart 1991.

5 *Hanheide, Stefan*: Johann Sebastian Bach im Verständnis Albert Schweitzers, München 1990, Vorwort.

„Eigentlich war es ein verwegenes Unternehmen, daß ich mich daranmachte, ein Buch über Bach zu schreiben! Obgleich ich in Musikgeschichte und Musiktheorie auf Grund ausgedehnter Lektüre nicht ohne Kenntnisse war, war ich doch kein Musikwissenschaftler von Fach. Mein Vorhaben ging aber auch gar nicht darauf aus, neues geschichtliches Material über Bach und seine Zeit beizubringen. Als Musiker wollte ich zu Musikern von Bachs Musik reden.“⁶

Eng mit diesem Bemühen um Bach verbunden ist Schweitzers zweites musikologisches Betätigungsfeld: die Orgel und der Orgelbau. Auch diese Beschäftigung ist ihm wichtig, sehr wichtig sogar: sein „Kampf um die wahre Orgel“⁷ – um nicht weniger geht es ihm – ist keine Nebentätigkeit, sondern ein zeitintensives und zuweilen beschwerliches, letztlich aber doch lohnenswertes Unterfangen:

„Die Arbeit und die Aufregungen, die mir die Beschäftigung mit dem Orgelbau einträgt, ließen mich zuweilen wünschen, daß ich mich nie damit befaßt hätte. Wenn ich sie nicht aufgebe, so ist es, weil der Kampf um die gute Orgel für mich ein Stück des Kampfes um die Wahrheit ist. Und wenn ich am Sonntag an die und jene Kirche denke, in der eine edle Orgel erklingt, weil ich sie vor einer unedlen bewahrt habe, fühle ich mich für alle im Verlaufe von über 30 Jahren den Orgelbauangelegenheiten geopfert Zeit und Mühe reichlich belohnt.“⁸

Das Edle vor dem Unedlen bewahren – das ist Schweitzers Motto in orgelbaulichen Fragen. Es geht ihm darum, Fehlentwicklungen rückgängig zu machen mit dem Ziel der idealen Orgel. Wenn sich Schweitzer nun aber vornehmlich um die Orgeln der Vergangenheit bemüht, so ist sein Denken doch weder konservativ noch konservatorisch. Zwar beklagt er lautstark ein „Morden unter den alten Orgeln“⁹, weiß aber sehr wohl um die Schwächen manch historischen Instruments und schätzt orgelbauliche Errungenschaften etwa der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

So wie Schweitzer insgesamt kein Historiker ist¹⁰, ist er auch kein Orgelkonservator. Die ideale Orgel sei keineswegs eine Kopie eines barocken Instruments. Diese gelte es zwar „als historische Kleinodien [zu] erhalten und möglichst sachgemäß und pietätvoll [zu] restaurieren“, gleichwohl aber offenbarten sie „Fehler und Schwächen“¹¹, die erst durch den Orgelbau des 19. Jahrhunderts überwunden werden konnten:

„Die besten Orgeln wurden etwa zwischen 1850 und 1880 erbaut, als Orgelbauer, die Künstler waren, sich die Errungenschaften der Technik zunutze machten, um das Orgelideal Silbermanns und der anderen großen Orgelbauer des 18. Jahrhunderts in höchstmöglicher Vollendung zu verwirklichen.“¹²

Wie seinem Mitstreiter, dem 1872 in Ottoschwanden geborenen Pfarrersohn Emil Rupp, geht es ihm um die „Orgel der Zukunft“¹³ – ein Instrument, das ihrer Auffassung

6 Ebd., 60.

7 Ebd., 73.

8 Ebd., 77.

9 Schweitzer, Albert: Nachwort zu „Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst“ (1906) von 1927, vollständiges Reprint, Wiesbaden 2002, 50.

10 Vgl. Billeter, Bernhard: „Schweitzer ist nicht Historiker...“, in: La réforme alsacienne de l'orgue. Actes du 3ème Symposium (1990) dem la Fédération Francophone des Amis de l'Orgue, 62.

11 Schweitzer: Orgelbaukunst, 60 (Anm. 9).

12 Schweitzer: Leben und Denken, 63f. (Anm. 3).

13 So der Titel einer Aufsatzreihe von Rupp in der „Zeitschrift für Instrumentenbau“, 1906ff.

nach aus der Wertschätzung für die alte Orgel heraus in Verbindung mit orgelbaulichen Erneuerungen in einer Synthese aus deutscher und französischer Orgelbautradition zu finden ist. Erst eine solche Orgel sei in der Lage, wieder einen authentischen Klang zu erzeugen, den Schweitzer durch die „Fabrikorgel“ des späten 19. Jahrhunderts – für ihn so etwas wie der „Sündenfall“¹⁴ des Orgelbaus – in Gefahr sieht. So tritt er ein für die Rückkehr zu einer kunsthandwerklich gefertigten Orgel jenseits technischer Effekthascherei und Massenproduktion.

In seiner wichtigsten orgelbaulichen Schrift „Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst“ beschreibt er diese ideale Orgel eindrücklich, als ein Instrument im Geiste der Silbermann-Orgeln seiner elsässischen Heimat, die seinen eigenen Worten zufolge stets sein Ohr leiteten¹⁵, und irgendwo angesiedelt zwischen der Orgel von St. Sulpice in Paris und der Orgel des Ulmer Münsters – die eine aus der Werkstatt Aristide Cavaillé-Colls die andere verantwortet von Eberhard Friedrich Walcker.

Rupp und Schweitzer aber geht es in ihrer „Elsässischen Orgelreform“ nicht bloß um die Orgel als Musikinstrument – und insbesondere Albert Schweitzer betont verschiedentlich, dass die Orgel ein Instrument zum Predigen sei¹⁶ – ein Instrument, das in besonderer Weise das „wahrhaft Wahre“ darstellen könne, das wiederum vor allem in der Musik Johann Sebastian Bachs zum Vorschein komme:

„Was mir Bach ist? Ein Tröster. Er gibt mir den Glauben, dass in der Kunst wie im Leben das wahrhaft Wahre nicht ignoriert und nicht unterdrückt werden kann, auch keiner Menschenhilfe bedarf, sondern sich durch seine eigene Kraft durchsetzt, wenn seine Zeit gekommen. Dieses Glaubens bedürfen wir, um zu leben. Er hatte ihn. [...] Darum sind seine Werke so gross, und er so gross als seine Werke. Sie predigen uns: stille sein, gesammelt sein. [...] Es liegt etwas so unendlich Lebendiges und unendlich Abgeklärtes in seiner Stimmführung. Das ist keine Technik, sondern Weltanschauung, ein Bild des Seins. Jede einzelne Stimme ein Wille, eine Persönlichkeit, alle frei, in Freiheit sich beegnend, sich meidend, sich hassend, sich liebend, sich helfend und zusammen etwas einheitlich Lebendiges, das so ist, weil es so ist. Eine Partitur Bachs ist eine Manifestation jener Urmacht, die sich in den unendlichen ineinanderkreisenden Welten offenbart. [...] Eine Partitur Bachs ist ein Phänomen des Unbegreiflich-Realen, wie die Welt überhaupt. Nicht sucht er zum Inhalt die Form, sondern beides entsteht zusammen. Er schafft als Schöpfer. Jede Fuge ist eine Welt. Seine Werke sind Wahrheit. Um ihn zu verstehen, bedarf es keiner Bildung und keines Wissens, sondern nur des unverbildeten Sinnes für das Wahre; und wer von ihm ergriffen ist, kann in der Kunst nur noch das Wahre verstehen.“¹⁷

14 Brief an Wilibald Gurlitt vom 23.02.1926, zit. nach: *Albert Schweitzer*, Aufsätze zur Musik, hrsg. von Stefan Hanheide, Kassel 1988, 227.

15 „Ich bin auf den Silbermann-Orgeln, die das Elsaß einst besaß, aufgewachsen. Ihren Klang trage ich noch im Ohr: Er leitet mich.“ (zit. nach: *Nies-Bourger, Edouard*: Die Grünsbacher Orgel und Albert Schweitzer, in: *Ars Organi* 51 (1976), 17.

16 vgl. u.a. *Schützeichel, Harald*: „Die besten Orgeln wurden zwischen 1850 und 1880 gebaut“ – Albert Schweitzers Orgelästhetik, in: *Die Orgel als sakrales Kunstwerk 3. Orgelbau und Orgelspiel in ihren Beziehungen zur Liturgie und zur Architektur der Kirche*, hrsg. von *Friedrich W. Riedel*, Mainz 1995, 243-266, 262.

17 *Albert Schweitzer* im Themenheft „Was ist mit Johann Sebastian Bach und was bedeutet er für unsere Zeit“ der Zeitschrift „Die Musik“ 5 (1906).

Bach nähert sich Schweitzer also in seiner Suche nach einem impliziten Text und einer verborgenen Sprache, die auf der Orgel idealtypisch zur Geltung komme. Hans-Joachim Hinrichsen schreibt dazu: „Man versteht Schweitzers fulminante Neudeutung Bachs nur, wenn man sich restlos klarmacht, dass Schweitzer ein glühender Anhänger der Musik und der Ästhetik Richard Wagners war. [...] Eine riesige Differenz zu anderen glühenden Wagnerianern seiner Generation nun allerdings ist die tiefe Faszination durch die Musik Bachs: zwei musikalische Welten, die auf den ersten Blick nur schwer zusammenzubringen sind [...]. Eben darin, genau dies zu leisten, liegt Schweitzers stupende Originalität. Seine Entdeckung besteht darin, dass Bach neben und vor Wagner der größte Deklamationskünstler der Musikgeschichte sei. [...] Schweitzer entdeckt Bach eben nicht in einem romantischen Sinne als Gefühls- und Ausdrucksmusiker [...], sondern als geradezu berechnend zu Werke gehenden Wortausdeuter, und ihm wird klar, dass selbst die größten Härten in Bachs oft dissonantem Tonsatz sich erklären lassen aus dem Impuls der Textauslegung.“¹⁸ Schon früh war Schweitzer zu dieser Erkenntnis gelangt. Schon als junger Mann hat er etwa seinen Orgellehrer Charles-Marie Widor verblüfft. Seit 1893 ist Schweitzer mehrfach zu diesem vielleicht bedeutendsten Vertreter der französischen Orgelkultur nach Paris gereist, um sich unterrichten zu lassen. In der Rückschau erinnert sich Widor:

„Eines Tages – es war anno 1899 – als wir gerade bei den Choralvorspielen standen – gestand ich ihm, daß mir in diesen Kompositionen manches rätselhaft sei. [...] ‚Natürlich,‘ erwiderte der Schüler, ‚muß ihnen in den Chorälen vieles dunkel bleiben, da sie sich nur aus den zugehörigen Texten erklären.‘ Ich schlug die Stücke, die mir am meisten Kopfzerbrechen gemacht hatten, vor ihm auf; er übertrug mir die Dichtungen aus dem Gedächtnis ins Französische. Die Rätsel lösten sich. Während der folgenden Nachmittage gingen wir sämtliche Choralvorspiele durch. Indem Schweitzer – er war der Schüler – mir eines nach dem andern erklärte, lernte ich einen Bach kennen, von dessen Vorhandensein ich vorher nur eine dunkle Ahnung gehabt hatte. Mit einem Schlage wurde mir klar, daß der Thomaskantor noch viel mehr sei als der unvergleichlich große Kontrapunktiker, an dem ich bisher hinaufgeschaut hatte, wie man an einer Kolossalstatue emporblickt, und daß in seiner Kunst ein Drang und ein Vermögen ohnegleichen sich bemerkbar machen, dichterische Ideen auszudrücken und Wort und Ton in Einheit zu bringen.“¹⁹

Aus diesen Erläuterungen und der Idee einer kleinen Broschüre zu den Choralvorspielen erwuchs die französische Ausgabe von Schweitzers Bach-Monografie – im Originaltitel programmatisch als „J.S. Bach, le musicien-poète“ benannt. Relativ systematisch, wenn auch keineswegs frei von Widersprüchen, legt er seine Deutung von Bach als großem Tondichter dar, belegt dies vor allem an den Kantaten und den Choralbearbeitungen für Orgel.

Nun ist das „wahrhaft Wahre“ für Schweitzer zwar besonders augenscheinlich in der Musik Bachs enthalten, keinesfalls aber allein in ihr. Insofern ist es nur konsequent, dass zwar „Maßstab einer jeglichen Orgel, bester und alleiniger Maßstab, [...] die Bachsche

18 Hinrichsen, Hans-Joachim: Albert Schweitzer als Musikforscher und als Musiker, in: Albert Schweitzer. Facetten einer Jahrhundertgestalt, hrsg. von Angela Berlis u.a., Bern 2013, 265-289, 272f.

19 Widor, Charles-Marie, Vorrede zu: Schweitzer, Albert: Johann Sebastian Bach, Wiesbaden ¹¹1990, VIII.

Orgelmusik²⁰ sei. Eine solche Orgel ist Schweitzers Denken nach aber eben nicht nur für die Wiedergabe Bachs geeignet, sondern jedweder wahren Orgelmusik. Schweitzers Plädoyer für die Bach-Orgel ist somit augenscheinlich nicht primär musikhistorisch, sondern ästhetisch motiviert:

„Es ist Zeit, daß die Ästhetik an die Stelle der Geschichte trete und das Wesen der Bachschen Kunst in seiner ganzen Tiefe und seiner reichen Mannigfaltigkeit zu erfassen suche.“²¹

Dies bedeutet für Schweitzer zugleich immer auch die Suche nach Erkenntnis und Wahrheit. In diesem Sinne schreibt Wolfram Adolph: „Er sieht seinen unbeirrten Kampf für die Durchsetzung der ‚wahren‘ Orgel letztlich als einen Kampf um die Wahrheit selbst. Es mag nicht zuletzt der faule Verwesungsgeruch des nach Atheismus und Selbsterlösung riechenden Positivismus jener durch und durch technikgläubigen Industrialisierungsepoche gewesen sein, der am Beginn des 20. Jahrhunderts unter verschärftem ökonomischem Maximierungsdenken das überlieferte Wertegebäude abendländischer Traditionen zum Einsturz zu bringen drohte, welcher dem Theologen und Humanisten Albert Schweitzer unangenehm in die Nase kroch und ihn bis in die tiefsten denkerischen und gefühlsmäßigen Tiefen seines Wesens empörte und beleidigte.“²²

Nationalgrenzen spielen in einem solchen Denken keine Rolle. In einer Zeit erheblicher Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich, denkt Schweitzer international.²³ So war es – entgegen dem Zeitgeist – nie sein Bestreben, Bach auf deutsch-tümelnde Weise national zu vereinnahmen oder die Orgelkultur des einen gegen die des anderen Landes auszuspielen. Vielmehr ist es so, „dass es sich bei Schweitzers theoretisch-wissenschaftlicher Beschäftigung mit Bach um ein interkulturelles Unternehmen handelt, dessen damalige Brisanz gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Angesiedelt ist sein universales Bach-Projekt im buchstäblichen wie im übertragenen Sinne im deutsch-französischen Grenzgebiet am Vorabend des Ersten Weltkriegs.“²⁴ So offen Schweitzers Denken in mancher Hinsicht ist, so subjektiv ist sein Zugang in anderer Hinsicht. In vielen Details irrt Schweitzer, in manchen Passagen verdreht er Fakten, um sie in sein Weltbild einzupassen. Musikwissenschaftler ist Schweitzer sicher nicht. Und vielleicht ist gerade das die große Stärke seines Ansatzes. Weil Schweitzer nicht als Historiker argumentiert, ist sein Blick weiter. Er riskiert dabei eine Bachdeutung, die nicht unumstritten geblieben ist, eröffnet dabei jedoch zugleich Zugänge, die in der neueren Bach-Forschung außerordentlich wichtige Impulse gesetzt haben.²⁵

20 Schweitzer: *Orgelbaukunst*, 17 (Anm. 9).

21 Schweitzer: *Bach*, 230 (Anm. 19).

22 Adolph, Wolfram: „Es ist Zeit, dass die Ästhetik an die Stelle der Geschichte trete...“. Albert Schweitzer und das Ideal der „wahren Bach-Orgel“, in: *ORGAN. Journal für die Orgel* 3/2005, 20-29, 23.

23 Vgl. Reinke, Stephan A.: *Die Orgel im Widerstreit der Nationen? Deutsche und französische Orgelkultur zwischen 1807 und 1940*, in: *Deutsche Frauen, deutscher Sang – Musik in der deutschen Kulturnation*, hrsg. von Rebecca Grotjahn, München 2009, 105-130.

24 Hinrichsen: *Schweitzer*, 266 (Anm. 18).

25 Vgl. ebd., 285.

Zugleich aber macht er deutlich, dass die Beschäftigung mit Musik nie nur eine Beschäftigung mit Musik ist. Musik ist für ihn Ausdruck für Inhalte, die nicht anders als durch Musik ausgedrückt werden können, letztlich aber über die Musik hinaus reichen. Das ist selbstredend angelegt jenseits empirischer Wissenschaft und Faktenlage, macht die Auseinandersetzung mit Schweitzers Denken aber umso erhellender: „So ist der eigentliche und überzeitliche Gültigkeit beanspruchende Sinn der Position Schweitzers nicht in der in ihr vermittelten historischen Faktenwahrheit zu suchen – für die aus heutiger Sicht im Übrigen auch nur schwerlich eine Garantie zu übernehmen wäre. Die überzeitliche und zudem singuläre Bedeutung von Schweitzers verstreuten Äußerungen zur Orgelfrage liegt viel eher darin begründet, dass hier ein ungemein gebildeter und universaler Geist der Zeit, ein ebenso profilierter wie nonkonformistischer Denker als eine integrale ethische Persönlichkeit Überlegungen von außerordentlichem spekulativen Rang wagt, die in der Pointiertheit ihres sachlichen Zugriffs freilich nicht unumstritten geblieben sind und an deren Brillanz und Eigenwilligkeit sich künftige Generationen noch abarbeiten werden.“²⁶

26 Adolph: Schweitzer, 29 (Anm. 22).

Luca Baschera:

Die reformierte Liturgik August Ebrards (1818-1888). Entstehung, Gestalt und heutige Relevanz.

Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2014, ISBN 978-3-290-17675-4 (= Praktische Theologie im reformierten Kontext 5), 132 S., 24,60 €.

Die von Luca Baschera vorgelegte konzentrierte und gehaltvolle historische Studie ist in doppelter Weise bemerkenswert. Zum einen wird hier ein reformierter Autor aus dem 19. Jahrhundert als konzeptioneller Liturgiker vorgestellt. Zum anderen will Baschera, Oberassistent an der Theologischen Fakultät in Zürich, damit nicht weniger als ein neues Liturgieverständnis für die Gegenwart zur Diskussion stellen. Wie schon in einem anderen jüngst erschienenen Band aus Zürich (Luca Baschera / Angela Berlis / Ralph Kunz (Hg.), *Gemeinsames Gebet. Form und Wirkung des Gottesdienstes*, Zürich 2014) wird im Rückgriff besonders auf angelsächsische Traditionen und Autoren der Gottesdienst nicht mehr mit Schleiermacher als ein *darstellendes*, sondern als ein *wirksames* Handeln beschrieben. Der Gottesdienst ist diesem Verständnis nach, das mit dem Begriff „formativ“ belegt wird, eine Realität, die Menschen in ihrem Ethos und Habitus verändern kann. Beim Gottesdienst handelt es sich – so mit einer älteren Formulierung von B. Wannewetsch – nicht primär um eine Darstellungsform, sondern eine „Lebensform“ (Bernd Wannewetsch, *Gottesdienst als Lebensform – Ethik für Christenbürger*, Stuttgart 1997). Dieses Verständnis findet Baschera schon bei August Ebrard wieder, denn dieser definierte den Gottesdienst als „metamorphotisches Handeln“. Es geht dabei nicht um ein Handeln *der* Gemeinde, sondern um das Handeln Gottes *an der* Gemeinde (101 u.ö.) – und über diese Gegenüberstellung gilt es künftig genauer nachzudenken (s.u.).

August Ebrard, der unter anderem Professor in Erlangen sowie Konsistorialrat der Unierten Kirche der Pfalz war, verfasste mehrere liturgische Schriften aus explizit reformierter Sicht. Er war als durchaus eigenständiger Geist sowohl ein Kämpfer gegen die liberale bzw. freie Theologie eines David Friedrich Strauß und Alois Emanuel Biedermann, als auch ein engagierter Gegner der konfessionalistischen neulutherischen Theologie. Innerhalb der reformierten

Kirche wiederum lehnte er das orthodox reformierte Prädestinationsdogma zutiefst ab.

Luca Baschera beschreibt nach einem kurzen biografischen Abriss (15-26) zunächst Ebrards liturgische Schriften (27-36), bevor er dessen Liturgik in zwei Kapiteln systematisch rekonstruiert (37-100); das abschließende Kapitel (101-116) entfaltet die von mir oben bereits genannte These des „formativen“ Liturgieverständnisses. Die Überlegungen führen damit zu einer prinzipiellen Infragestellung des Gegensatzes von wirksamem und darstellendem Handeln: „Am Gottesdienst zeigt sich nämlich deutlich, dass Wirksamkeit und Darstellung organisch miteinander zusammenhängen. Als ‚metamorphotisches Handeln‘ verstanden, hat der Gottesdienst eine darstellende Dimension und entfaltet immer eine Wirkung, ohne dass beide Aspekte in Konflikt zueinander geraten müssen.“ (92)

Dieser These wird man – schon mit Schleiermacher, der bekanntlich von einem *relativen* Gegensatz sprach – nur zustimmen können. Gleichwohl wird man die Ansicht diskutieren müssen, ob der wirksame Charakter des Gottesdienstes tatsächlich so stark sein kann bzw. sein soll. Nach einer langen pädagogischen Tradition im Protestantismus, nach der es vor allem auf die dogmatisch und ethisch *lehrende* Wirkung bei den Gottesdienstbesuchern ankommt, hat die Neuentdeckung Schleiermachers in den letzten 30 Jahren zu Recht herausgestellt, dass die *Wirkung* der Liturgie vor allem darauf beruht, dass diese die wirkungsvolle Arbeit an der Biografie und Gemeinde, wie sie in der Gemeindepädagogik verfolgt wird, *unterbricht*. Gerade das zweckfreie, aber nicht sinnlose Handeln im Gottesdienst schafft den Raum zu einer passiven Existenz des Menschen vor Gott, wie sie der Rechtfertigungslehre entspricht. Den Gottesdienst unter Berufung auf angelsächsische Autoren (wie Stanley Hauerwas) umzucodieren in ein formatives, ethisches, oikodomisches Projekt unter Berufung auf die Herausforderungen der pluralistisch-nachchristlichen Gesellschaft, dies könnte dem Gottesdienst gerade seinen Zauber und seine Kraft nehmen. Ich möchte jedenfalls deutliche Bedenken anmelden, wenn es heißt: „Vielmehr soll die Formung eines christlichen Bewusstseins und ‚Charakters‘ gegenüber den vielen alternativen Lebensformen, die in unserer Gesellschaft propagiert werden, als Sinn der gottesdienstlichen Feier angesehen werden.“ (102)

Vielleicht kann man die Diskussion weiterführen, indem man eine „funktional-formative Dimension“ des Gottesdienstes von einer „intentional formativen“ Dimension unterscheidet. Gegenüber der letzteren bin ich skeptisch, während die erste keineswegs in Abrede zu stellen ist. Der Gottesdienst wirkt immer, so oder so, und es ist gewiss sinnvoll, diesen Aspekt deutlicher zu thematisieren, als das bisher, unter der Vorherrschaft gegenwärtigen ästhetischen Paradigmas, der Fall ist. Die pädagogische Dimension des Gottesdienstes ist immer gegeben und kann von daher nicht – in einer Art Überkompensation – bestritten werden. Das Pädagogische ist mindestens eine liturgische Reflexionskategorie und muss von daher immer in Anschlag gebracht werden. Aber über das „Wie“ des Pädagogischen muss man genauer nachdenken

Luca Baschera gebührt ein zweifacher Dank: Zum einen dafür, dass er in seiner kleinen luziden Studie den bisher unbekannteren reformierten Liturgiker August Ebrard der Vergessenheit entrissen hat und zum anderen dafür, dass er der Diskussion um das „wirksame“ und „darstellende“ Handeln einen kräftigen neuen Impuls gegeben hat.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Alexander Deeg / Christian Lehnert (Hg.):
„Wir glauben das Neue“. Liturgie und Liturgiewissenschaft unter dem Einfluss der völkischen Bewegung.
Leipzig 2014, 245 S., ISBN 978-3-374-03889-3.

Dass die Persönlichkeit eines Theologen, seine verinnerlichte Grundhaltung gegenüber Welt und Mensch, Gesellschaft und Politik in entscheidendem Maße Einfluss auf seine Theologie hat, gehört spätestens seit der Leben-Jesu-Forschung Albert Schweitzers zu den Grunderkenntnissen jeder rechtschaffenen evangelischen Theologie. Wie sich jedoch die „Mentalität“ (so der Grundterminus dieser Arbeit) eines Autors oder gar einer ganzen Autorengeneration, d. h. das ihrer Persönlichkeit zugrunde liegende „Konglomerat von Vorstellungen, Einstellungen, Haltungen, Gefühlen“

(10) auf ihr liturgiewissenschaftliches Arbeiten in einer der bewegendsten Zeiten der jüngeren deutschen Kirchengeschichte ausgewirkt hat, ist in der Liturgiewissenschaft bislang wenig beachtet worden. Diesem Umstand hat sich ein Fachgespräch des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD im Februar 2013 gewidmet, als dessen Ergebnis der von Alexander Deeg und Christian Lehnert herausgegebene und in der EVA erschienene Sammelband mit dem Titel „Wir glauben das Neue. Liturgie und Liturgiewissenschaft unter dem Einfluss der völkischen Bewegung“ gesehen werden darf. Mit je eigenen Akzentsetzungen untersuchen darin Alexander Deeg, Hartmut Lehmann, Peter Cornehl, André Fischer, Dirk Schuster, Thomas Rheindorf, Konrad Klek, Christiane Schäfer und Benedikt Kranemann exemplarisch an verschiedenen Quellen, „welche Zusammenhänge sich zwischen Mentalität und Liturgie(wissenschaft) aufweisen lassen“ (11).

Dieser Grundfrage folgend eröffnet *Hartmut Lehmann* den Band mit einer knappen Skizzierung der geistigen Entwicklung Deutschlands vor dem Hintergrund der Katastrophe des Ersten Weltkrieges. Er zeichnet darin eine grundsätzliche Verschiebung der Individualisierung hin zur Kollektivierung nach und präzisiert dies an der Bedeutungssteigerung des Volksbegriffes innerhalb der protestantischen Theologie (18-21), der Etablierung des Leitbegriffes der „Wiedergeburt“ (21-23) und des Einflusses nationaler Literatur auf theologisches Denken (23-26). Dass Lehmann seine Ausführungen an keiner Stelle literarisch belegt und es ihnen in einigen Passagen an Differenziertheit mangelt, sieht man ihm aufgrund des Auftaktcharakters seines Beitrages gerne nach.

Nach diesem ersten Überblick führt der Beitrag von *Peter Cornehl* auf großartige Weise in medias res und fokussiert die Frage nach den prägenden „liturgischen Mentalitäten“ auf die aus seiner Sicht für die gottesdienstliche Erneuerung nach dem Ersten Weltkrieg maßgeblich verantwortlichen Protagonisten: Lutheraner, Liberale, Dialektische Theologie und Berneuchener. Als allen Gruppierungen gemeinsame „liturgische Mentalität“ arbeitet Cornehl dabei ein „generalisiertes Krisenbewusstsein“ (56-58), das „Denken in antagonistischen Gegensätzen“ (58-62) sowie die Sicht des Gottesdienstes als Ort der „Begegnung mit dem in Wort und Sakrament gegenwärtigen Herrn“ (62f.) heraus, die sie allesamt aus der Jugendbe-

wegung geerbt haben. So verwundert es nicht, dass vor allem die Berneuchener mit Wilhelm Stählin und Karl Bernhardt Ritter in den Fokus der weiteren Untersuchungen Cornehl's rücken. Kritisch anzumerken ist, dass Otto Haendler hier keine Erwähnung findet, wobei gerade er wie kein Zweiter den von Cornehl herausgearbeiteten liturgischen Mentalitäten entspricht – ein lohnender Ansatzpunkt für weitere Untersuchungen. Dass Cornehl's Ausführungen, die durch eine profunde Quellenkenntnis bestechen, nicht bloß einem Selbstzweck dienen, macht er am Schluss seiner Ausführungen durch einen lesenswerten Ausblick (110-118) deutlich, in dem er thesenartig die Ergebnisse seines Beitrags zusammenfasst und auf aktuelle Fragestellungen wie z.B. den Streit um eine liturgische Restauration oder Integration im Rahmen der neuen Agenden von VELKD und EKV anwendet.

André Fischer entlarvt in seinem Beitrag exemplarisch an der Theologie Paul Althaus' die suggestive Kraft des Volkstumsdenkens für breite Teile der protestantischen Theologie. Auch Fischer arbeitet dabei die geistesgeschichtliche Verschiebung des Individualismus zugunsten des Kollektivismus als grundsätzlichen Motor einer Veränderung heraus, die bei weiten Teilen der protestantischen Theologen zwar zu einer grundsätzlichen Befürwortung eines (völkischen) Gemeinschaftsgedankens geführt habe, nicht jedoch zu einer damit einhergehenden völkischen Umformung der biblischen Botschaft (152).

Auf diese Erkenntnis aufbauend widmet sich der folgende Beitrag von *Dirk Schuster* einem der dunkelsten Kapitel der jüngeren Theologiegeschichte, indem er nach den Einflüssen des Weimarer „Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ auf die gottesdienstliche Liturgie und das Gesangbuch fragt. In der von Schuster geleisteten, aufgrund der gebotenen Kürze leider jedoch sehr knapp ausfallenden Analyse der „Feierstunden der Deutschen Christen“ (159-162) ist der deutlichste Beleg für die diesem Band zugrunde gelegte These der Interdependenz von Mentalität und Liturgiewissenschaft zu finden.

Thomas Rheindorf konzentriert sich auf die Agendenarbeit der 1930er und 40er Jahre und fragt nach dem Einfluss des Nationalsozialismus auf dieselbe. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass der Nationalsozialismus auf die

formale Gottesdienstgestalt keinen Einfluss gehabt habe, da die jeweiligen Ordinarien der unterschiedlichen Agenden unverändert in Gebrauch geblieben seien (186). Alle Bemühungen um eine Vereinheitlichung scheiterten letztlich an ihren eigenen Ansprüchen. Im Blick auf die konkrete Gottesdienstgestaltung lassen sich nach Rheindorf jedoch sehr wohl Einflüsse feststellen: Vor allem Kirchenlieder und Gebete konnten eine deutlich erkennbare Sprache aufweisen (196).

Konrad Klek analysiert in seinem Beitrag Textauszüge aus den Jahrgängen 1930–41 der „Monatshefte für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ daraufhin, „wie der Geist der Zeit Einfluss nimmt“ (200). Seine chronologische Untersuchung kommt dabei jedoch über die Präsentation von wiederkehrenden Hauptthemen und sprachlichen Formulierungen nicht hinaus und gleicht damit eher einer Materialsammlung. Was fehlt, ist sowohl die Formulierung einer erkenntnisleitenden Idee als auch die eines veritablen Ergebnisses.

Christiane Schäfer weist in ihrem Beitrag deutliche Spuren des „Zeitgeistes“ in der „Sammlung Kirchenlied“ von 1938 nach. In der 140 Lieder umfassenden Sammlung stechen vor allen die Arbeiten von Georg Thurmair und Adolf Lohmann heraus, deren Sprache mit Begriffen wie „Kampf“, „Brüder im Volk“, „Größe des Reichs“ (231) eine deutliche Nähe zu nationalsozialistischen Liedern aufweise, wenngleich sie sich inhaltlich nie explizit auf diese Seite schlagen, sondern mithilfe dieser Sprache theologische Themen verarbeiten. Vor dem Hintergrund dieser Beobachtung wäre eine genauere Differenzierung des groben Begriffs der „nationalsozialistischen Sprache“ hilfreich gewesen. U.U. hätte so gezeigt werden können, dass es sich bei den hier herausgearbeiteten Sprachbeispielen um eine für die gesamte Jugendbewegung prägende Sprache handelt. Von dort aus nach leitenden Mentalitäten zu fragen, scheint mir ein lohnender Ansatz für weitere Arbeiten zu sein.

Abschließend hält *Benedikt Kranemann* Forschungsschwerpunkte fest und bündelt auf diese Weise das Bemühen dieses insgesamt sehr lesenswerten Bandes, eine Weiterarbeit an dem Themenkreis „liturgische Mentalität“ anzustoßen. Vor allem seine Überlegung, in Zukunft stärker den Netzwerkgedanken in den Fokus zu stellen (240-242), erscheint weiterführend. Es spricht viel dafür, dass dabei (wie von Peter

Cornehl angestoßen) die Jugendbewegung gerade als ein solches Netzwerk identifiziert werden muss, und sich auf diese Weise ein lohnendes Forschungsfeld eröffnet.

CHRISTIAN PLATE

Stephan A. Reinke (Hg.):
Werkbuch Musik im Gottesdienst.
Gütersloh 2014 – ISBN 978-3-579-07422-1.

Der erste Eindruck:

Der Band umfasst 271 Seiten und vereint Beiträge zahlreicher namhafter KirchenmusikerInnen und TheologInnen zum Thema.; er ist klar strukturiert, eine gute Inhaltsübersicht erleichtert die Orientierung (5-7).

Auf ein Vorwort (9-12) und einen einführenden Text des Herausgebers (13-34) folgen einzelne Beiträge zur musikalischen Gestaltung in Gottesdiensten für besondere Zielgruppen oder an besonderen Orten (35-97); ausgehend vom Gemeindegottesdienst des Sonntagmorgens werden Kasualgottesdienste, solche mit „Kirchenfernsehen“, im Krankenhaus, für Menschen mit Demenzerkrankungen, Open-Air- und Familiengottesdienste geboten.

Es folgen ein Kapitel zu „Gottesdiensten mit besonderem musikalischen Profil/Schwerpunkt“ (98-187: Kantaten-, Gospel-, Lobpreis-, Schlager-, Taizé-, Singgottesdienste, Posaunenchor im Gottesdienst, Stille, Gottesdienste ohne Kirchenmusikerin), ein weiteres zu „alternativen Formaten“ (188-213: Evensong, Konzertante Liturgien, Tagzeitengebet), eines zum Themenfeld „Predigen über Musik“ (214-233), ein Exkurs zu „Musik im katholischen Gottesdienst“ (234-239) sowie – gewissermaßen als Zusammenfassung – ein „Plädoyer für kreative Vielfalt“ des Herausgebers (240-244).

Umfangreiche und hilfreiche Literatur- und Materiallisten (245-266) ergänzen das Gebotene.

Zunächst einmal ist es als verdienstvoll zu bezeichnen, dass ein Autorenteam gleichsam eine Begehung des ausgesprochen weiten und unübersichtlichen Terrains musikalischer Gottesdienstgestaltung unternimmt. Ganz bestimmt

mangelt es hier insgesamt und zu einzelnen Themenbereichen an entsprechenden Hilfestellungen.

Hier erweisen sich insbesondere die Hinweise auf Literatur und Materialien zu den einzelnen Themenbereichen als nützlich sowohl für die Praktiker als auch diejenigen, die jeweils über Grundlagen oder neuere Entwicklungen sich informieren möchten.

Auch dem Verlag sei an dieser Stelle gedankt. Zugleich gebiert freilich die Weite des Blicks und dementsprechend der Anlage des vorliegenden Bandes auch ein Problem der Edition: Die Fülle des zu Behandelnden zwingt zu äußerst knapper Darstellung im Einzelnen.

Das spürt auch der Herausgeber, der sich bereits im Vorwort zur Ankündigung eines Nachfolgebands genötigt sieht (11), um weitere und zu kurz gekommene Fragestellungen behandeln zu können; er bezieht sich an der angegebenen Stelle zwar ausdrücklich auf Zielgruppengottesdienste für Kinder und Jugendliche („Jugendgottesdienst, Kindergartengottesdienst, Konfirmation, Schulgottesdienst, Zeltlagergottesdienst etc.“), dennoch gilt grundsätzlich die Einsicht: „Natürlich kann die Auswahl der musikalischen Profile, Gottesdienstformate und Zielgruppen nicht vollständig sein.“ Wohl wahr!

Wer wird das „Werkbuch“ zur Hand nehmen?

Vielleicht zunächst Interessierte, die sich grundsätzlich mit der Funktion und der Bedeutung gottesdienstlicher Musik beschäftigen (und insbesondere darüber informieren) wollen.

Sie werden sich zunächst dem 1. Teil „Musik im Gottesdienst. Bausteine zu ihrem Verständnis“ zuwenden – und womöglich erstaunt mit einer wachsenden Zahl Fragen eher als mit Antworten bei der Lektüre zu tun bekommen. Warum? In grundsätzliche Fragen behandelnden Abschnitten greift der Text oftmals zu kurz und ist in etlichen Aussagen zu pauschal und dadurch nicht immer klar. Das ließe sich an etlichen Beispielen belegen, deren drei hier aber genügen sollen:

a) Im einleitenden Teil „Musik im Gottesdienst“ wird ein durchaus zu begrüßendes Plädoyer für eine Pluralität musikalischer Stile „Vielfalt statt Einfalt“ (14) überschrieben. Wird hier genügend berücksichtigt, dass unter bestimmten Umständen auch ein Gottesdienst mit musikalisch bewusst einheitlicher Gestaltung seine Berechtigung hat? Dass eine solche Entscheidung

plausibel und nachvollziehbar und das Ergebnis dem Anlass angemessen sein muss, versteht sich dabei von selbst. Jedenfalls bilden „Vielfalt“ und „Einfalt“ hier kein einleuchtendes Gegensatzpaar.

b) Oder nehmen wir die folgende Aussage: „Musik – und in besonderer Weise das Singen – sind nicht bloßes Beiwerk im Gottesdienst, sondern stehen (natürlich nicht allein) im Zentrum evangelischer Praxis.“ (15)

Dem möchte man zunächst vollumfänglich zustimmen – schließlich weiß die Leserin bzw. der Leser um die Bedeutung des Gemeindelieds seit der Reformation, assoziiert auch sogleich die glorreiche Geschichte des evangelischen Kantorats seit Johann Walter und gipfelnd in Johann Sebastian Bach und hat gerade die architektonische Hervorhebung der Orgel im Kirchenbau z.B. des lutherischen Barock vor Augen.

Jedoch kommt das alles ja nicht von ungefähr, sondern speist sich aus der Bedeutung der Kultmusik des Judentums, wie Gen 4, 21; 2 Chr 5, 12ff. sowie die Psalmen und psalmenähnlichen Cantica der hebräischen Bibel belegen. Ja mehr noch: Beginnt nicht der biblische Kanon insgesamt gar mit einem Strophenlied (Gen 1, 1ff.)? Welche Botschaft will also der zitierte Satz mitteilen, der die Musik „im Zentrum der evangelischen Praxis“ verortet und die Aussage mit einer Parenthese – „natürlich nicht allein“ – sogleich wieder relativiert?

Der Eindruck solcher Unklarheit, vermutlich der Begrenztheit des zur Verfügung stehenden Raums geschuldet, entsteht leider nicht nur an dieser Stelle.

c) Ein weiteres Beispiel: Manchmal bleiben Passagen des Textes auch deshalb eher vage, weil sie sich einer unklaren Terminologie bedienen. Im Abschnitt „Musik im Gottesdienst – eine Frage des Geschmacks“ (18-22) wäre zunächst zu klären, was unter „Geschmack“ zu verstehen ist.

Wenn es dann weiter heißt: „Musik wird generell nur dann eine Wirkung erzielen, wenn sie ihren Hörern einen emotionalen Zugang erlaubt“, ist zu fragen, was hier mit „Wirkung“ gemeint ist und was unter einem „emotionalen Zugang“ verstanden wird. Die aus der – mittlerweile ja durchaus nicht mehr unumstrittenen – Milieutheorie entnommene Begrifflichkeit der „Ekelschwelle“, die nicht überschritten werden könne, hilft hier auch nicht recht weiter. Die in dem genannten Abschnitt folgende Konklusion („Es muss demnach Musik sein, die

den eigenen stilistischen Vorlieben entspricht oder diesen zumindest nicht entgegensteht“) könnte Gegenstand reizvoller und kontroverser Diskussionen sein; jedenfalls wird ihr von aufmerksamen Leserinnen und Lesern auch auf Grund entgegenstehender Erfahrungen widersprochen werden. Entsprechendes wird für den im selben Abschnitt an zentraler Stelle verwendeten Begriff der „Verständlichkeit“ (19) von Musik im Gottesdienst gelten: Was heißt „Musik verstehen“?

Wenn es der Intention des Buches entspricht hier – gewiss lohnende – Debatten zu initiieren, wird das Ziel zweifellos erreicht. Nur: Ob das Werk tatsächlich dieses Ziel verfolgt, bleibt nach dem im Vorwort Benannten („Nach dem Versuch einer vorläufigen Klärung, was Kirchenmusik/ gottesdienstliche Musik in der Gegenwart sein kann...“ (10)) eher undeutlich.

Vielleicht werden das „Werkbuch“ aber auch kirchenmusikalisch tätige Menschen zur Hand nehmen, die für konkrete Gestaltungsaufgaben Lösungsvorschläge erwarten.

Sie werden sich in den Teilen 2 und 3 umsehen und vermutlich ein ihrer Fragestellung entsprechendes Unterkapitel („Musik in Gottesdiensten für besondere Zielgruppen oder an besonderen Orten“, „Gottesdienste mit besonderem musikalischen Profil/Schwerpunkt“, „Alternative Formate“ oder „Predigen über Musik“) aufschlagen.

Tatsächlich wird man hier fündig – manchmal mit einem recht konkreten Beispiel (etwa: „Ein Gottesdienst zu Helene Fischers „Fehlerfrei“ (142-146)), zu dem man sich dann so oder so verhalten kann, manchmal mit einer lesenswerten kurzen Einleitung, in der Grundsätzliches vorgestellt und behandelt wird (etwa: „Die Kantate im Gottesdienst. Chancen Liturgischer Einbindung“ (98-113), gefolgt von prägnanten Exempeln.

Die dort versammelten Beiträge weisen nach der Vorgabe des Herausgebers eine einheitliche Gliederung auf (Begriffsklärung – Einordnung in Geschichte und Gegenwart – Beispiele (durchaus im Sinne einer „Best practice“-Materialsammlung) – Anregungen). Das ist für die Orientierung hilfreich.

Dass die Beiträge jenseits dieser Struktur unterschiedlich geraten sind, liegt in der Natur der Sache und ist reizvoll, da sie ja von verschiedenen namhaften und in den Fragestellungen ihrer Spezialthemen versierten Autorinnen

und Autoren stammen und die jeweilige Handschrift ja nicht verleugnen sollen.

Hier gilt schlicht die Einladung: „Tolle, lege“. Anregendes wird sich bestimmt finden.

Insgesamt bleibt nach der Lektüre des „Werkbuchs“ dieser Eindruck:

Es versucht einem wirklichen Desiderat zu begegnen. Der Weite der Themenstellung entspricht die Weite der Anlage des Buchs – für dieses Wagnis gebührt dem Herausgeber und den Autorinnen und Autoren Respekt.

Ob man sich mit dem Ergebnis wird anfreunden können, hängt entscheidend davon ab, mit welcher Erwartung es zur Hand genommen wird:

Wer sich grundsätzlich mit der Frage nach der Musik im Gottesdienst beschäftigen will, der wird sich durch Selbstverständliches, das wegen der notwendigen und nachvollziehbaren Beschränkung des Raums nicht ausgeführt werden kann, oder wegen terminologischer Unklarheiten gelegentlich irritiert fühlen. Hier mag das Buch Diskussionen anstoßen, die sich auch aus Widerspruch ergeben.

Wer hingegen an Anregungen zur Weiterarbeit für die Praxis und die konkrete Gestaltung eines Gottesdienstes eines bestimmten Genres/Formats interessiert ist, der wird gutes und erprobtes Material finden, das aufgenommen oder verworfen werden kann, auf jeden Fall aber reichlich Möglichkeiten zur Auseinandersetzung und adaptierenden Weiterarbeit bietet – in diesem Sinne ein „Werkbuch“ eben! Und das will es seiner im Titel sich manifestierenden Intention nach ja sein.

MARTIN-CHRISTIAN MAUTNER

Johann Benedikt Carpzov:

Hodegeticum brevibus aphorismis pro collegio concionatorio conceptum. Ein Wegweiser für Prediger in Leitsätzen, Lateinisch Deutsch. Eingeleitet, übersetzt und herausgegeben von Reiner Preul.

Ev. Verlagsanstalt Leipzig 2014, 189 S., ISBN 978-3-374-037469, 38,- €.

Wer sich intensiver mit der Geschichte der Predigtlehre beschäftigt hat, dem sind der Name „Carpzov“ und der Titel seines „Hodegeticum“ bestens bekannt, wahrscheinlich aber kaum die Quelle selbst. Dem Kieler emeritierten Praktischen Theologen Reiner Preul ist es zu danken, dass er diesem Umstand durch eine gut lesbare Übersetzung in einer kleinen – leider nicht eben billigen – zweisprachigen Ausgabe abgeholfen hat.

Der Leipziger Theologe Carpzov (1607-1657) gibt Einblick in die Predigtpraxis und Predigtlehre zur Zeit der Orthodoxie, zwischen dem dreißigjährigen Krieg und dem Aufkommen des Pietismus. Dabei ist man erstaunt, so zu Recht der Herausgeber in seiner Einleitung, „wie viele Gedanken man sich in der lutherischen Orthodoxie über Fragen der *Rhetorik* und damit einer den Intellekt und das Gemüt berührenden *Kommunikation* mit dem Predigthörer gemacht hat“ (24) und wie sehr die Predigt damals in ihrer *bildenden* Funktion bedacht wurde (26). Carpzov entwickelte genaue Vorgaben zu Themen- und Dispositionsangaben zu Anfang und Preul kritisiert in Aufnahme dessen die heutige „Unsitte, die Hörer bis zu zehn Minuten gleichsam an der Nase herumzuführen“ (27) – über diese Schelte (rezeptions-) ästhetisch inspirierter Predigtgliederungen wird man trefflich streiten können.

Die bisweilen eher abfällig „orthodox“ genannte Predigtweise war jedenfalls daran interessiert, nicht nur auf den Text zu achten, sondern auch darauf, ob das Gesagte „nach Ort, Zeit und auch gegenwärtiger Zuhörerschaft angemessen ist“ (60f.: „*quae loco, tempori ac praesenti etiam auditorio conveniunt*“). Klar war auch schon damals, dass die „synthetische“ (thematische) und die „analytische“ (dem Textverlauf folgende) Methode miteinander zu verbinden sind (71). Die Teile der Predigt werden dabei im Text vom heiligen Geist selbst vorgegeben („*ab ipso Spiritu S. positae*“) – hier steht die Inspirationslehre im Hintergrund (78f.). Gleichwohl soll die

Zurückweisung (Confutatio) von Glaubenssätzen „maßvoll und umsichtig ausfallen“ (127). Das alles und vieles mehr wird schließlich anhand eines Beispiels, einer Predigtvorbereitung zu Gen 3,15, veranschaulicht (142-187).

Das kleine Hodegeticum kann mit der – in der kirchenhistorischen Forschung längst überholten – Sichtweise brechen, in der Zeit der lutherischen Orthodoxie habe man lediglich trockene lehrhafte Dogmatik getrieben, ohne dabei Rücksicht auf den Hörer zu nehmen. Wie stark auch die Orthodoxie an der persönlichen Frömmigkeit orientiert war, so dass die Unterschiede im Übergang zum Pietismus so groß nicht waren, wie man lange Zeit gemeint hat – das alles geht aus dieser verdienstvollen Ausgabe deutlich hervor.

Bis heute beherzigenswert sind im Übrigen J.B. Carpzovs Überlegungen zum Stil der Predigt: Dieser soll sein „(1.) wesentlich und rein, (2.) einfach und nicht gekünstelt (affectatus), (3.) ernsthaft, alle komödiantische Leichtigkeit ausschließend, (4.) frei von Fachterminologie, (5.) voll kurzer Sätze, (6.) nie unbedacht, so dass er fähig ist, dort, wo es angebracht ist, ausführlicher zu werden, gewichtig, lieblich, streng, reichhaltig zu sein.“ (81) Die reichhaltige Zeitdauer einer Predigt damals war bekanntlich etwa eine Stunde (187), und vielleicht sollte man auch heute den Gemeinden durchaus ein wenig mehr an Fassungsvermögen zutrauen und die Predigtzeit nicht immer weiter zurückschrauben.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Friedrich Schweitzer:

Interreligiöse Bildung. Religiöse Vielfalt als religionspädagogische Herausforderung und Chance.

Gütersloh 2014, ISBN 978-3-579-08185-4, 279 S., 21,99 €.

Das interreligiöse Lernen ist in den letzten Jahren zur Herausforderung nicht nur für den Lernort Schule, sondern auch für die Kirchengemeinden geworden. Umso überraschender ist es, dass bislang keine einschlägige Monographie zu diesem Thema vorlag. Diese Lücke hat nun Friedrich Schweitzer – wie immer bestens lesbares – Buch geschlossen. Es verschafft einen guten Überblick über sämtliche Aspekte des Themas. Auch im Hinblick auf die Gestaltung von multireligiösen Feiern und Gottesdiensten sollten die Argumentationsmuster dieses Buches darum künftig in liturgischen Arbeitskreisen von Gemeinden sowie in der Gemeindeleitung herangezogen werden. Denn insgesamt geht es Schweitzer darum, die in den religiösen Gemeinschaften tatsächlich *praktizierte* Religion zum Ausgangspunkt des Lernens zu nehmen – und nicht nur die in Bekenntnistexten oder die in religionswissenschaftlichen Darstellungen enthaltenen sachlichen Zusammenfassungen (37. 53 u.ö.). Dabei sollte allerdings der Bezug auf die gelebte Religion nicht gegen die Thematisierung von religiösen Traditionen und Lehren ausgespielt werden. Dazu heißt es treffend: „Der gewiss interessante ethnographische Blick auf Ostereier, Schoko-Hasen und anderes Osterbrauchtum kann eine Beschäftigung mit dem Auferstehungsglauben im Christentum sinnvollerweise nicht überflüssig machen.“ (55) Friedrich Schweitzer ist es darüber hinaus wichtig, dass es sich beim interreligiösen Lernen um einen Vorgang von *Bildung* handelt. Es geht mithin nicht nur um den Erwerb von Kenntnissen und Fähigkeiten, sondern um die Entwicklung des Menschen mit allen seinen Möglichkeiten, er selbst zu werden und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Darum wird die interreligiöse Bildung definiert als „eine Dimension von Bildung, die sich auf die Wahrnehmung eigener und anderer Religionen und ihr Verhältnis zueinander bezieht, die auf wechselseitigem Verstehen beruhende dialogische Einstellungen anstrebt und zu einem gesellschaftlichen Zusammenleben im Sinne von Frieden und Toleranz, Anerkennung des An-

deren und Respekt voreinander befähigt“ (132, dort kursiv).

Das Buch ist in vier Teile gegliedert, die auch unabhängig voneinander studiert werden können. Im I. Teil geht es um grundlegende Voraussetzungen und Klärungen (45-125) und im II. Teil um die praktische Gestaltung von Bildungsprozessen an den verschiedenen Lernorten, u.a. auch im Kindergarten, in der Jugendarbeit und der Gemeinde (129-175). Am interessantesten ist der III. Teil (179-219), in dem anhand von grundlegenden Themen wie Abraham, Gottesfrage, Christologie u.a. die praktische didaktische Elementarisierung vor Augen geführt wird. Hier greift Schweizer auf den bekannten, stark von ihm selbst mitgeprägten Elementarisierungsansatz zurück und lässt diesen anhand der interreligiösen Thematik erneut plastisch werden (vgl. besonders die Übersicht 180f.). Der IV. Teil (223-237) ist eine Art theoretischer Nachtrag, indem die Ausführungen des Buches in der religionspädagogischen Diskussion verortet werden.

Besonders eindrücklich an dem Buch ist es, dass die Differenzen zwischen den Religionen nicht verschwiegen werden und dass die Wahrheitsfrage zwischen Muslimen und Christen, aber auch zwischen Juden und Christen in ihrer beunruhigenden Härte klar vor Augen tritt. Es geht nicht darum, einen Konsens „oberhalb der Differenzen“ – so schon treffend Karl Ernst Nipkow – herzustellen, sondern es kommt gerade darauf an, die schwierigen Fragen als Lernanlässe, als Gelegenheiten zur Verständigung und damit als Herausforderung zur Toleranz ernst zu nehmen: „Dialogfähigkeit setzt Differenz voraus, wird aber allein durch Differenz noch nicht erreicht.“ (40) Es gibt eben keine Super-Perspektive oberhalb der Religionen (so treffend 140). Diese wäre eine Perspektive aus der Sicht Gottes, die gerade aus theologischen Gründen unmöglich ist. Darum gibt es zum Pluralismus gerade theologisch keine Alternative (78; man vergleiche dazu auch die neue EKD-Denkschrift: „Religiöse Orientierung gewinnen. Evangelischer Religionsunterricht als Beitrag zu einer pluralitätsfähigen Schule“ aus dem Jahre 2014).

Insgesamt ist für Schweitzer die These leitend, dass religiöse Toleranz in einer modernen Gesellschaft nicht *gegen* die Religionen durchgesetzt werden, sondern vielmehr aus diesen selbst abgeleitet werden kann und muss (93-98). Toleranz kann jedenfalls nicht durch die immer

weitere Ausdehnung von weltanschaulicher Neutralität erzwungen werden (79). Analog gilt für die Lernenden, dass ihre verschiedenen Überzeugungen nicht als Störung, sondern als Chance begriffen werden müssen: „Nur wenn Kinder und Jugendliche tatsächlich erfahren, dass sie mit ihren religiösen Überzeugungen willkommen sind und eben nicht trotz dieser Überzeugungen, kann ein Zusammenleben in Frieden und Toleranz, Respekt und wechselseitiger Anerkennung gelingen.“ (27, dort kursiv) Fazit: Man wird bei der Lektüre zuverlässig informiert und mit besonnenen Urteilsmaßstäben vertraut gemacht. Das Buch von Friedrich Schweitzer ist darum nicht nur den professionellen Religionspädagogen zu empfehlen, sondern auch allen denjenigen, die mit der Realität von interreligiösen Bildungsprozessen in Kirchengemeinden und Familien befasst sind. Eine wünschenswerte Ergänzung für die zweite Auflage wäre ein Hinweis auf die Arbeitshilfe der Liturgischen Konferenz: *Mit anderen feiern – gemeinsam Gottes Nähe suchen. Eine Orientierungshilfe der Liturgischen Konferenz für christliche Gemeinden zur Gestaltung von religiösen Feiern mit Menschen, die keiner christlichen Kirche angehören* (Gütersloh 2006), die sich besonders auch auf den Lebensort Schule bezieht und inzwischen weite Verbreitung und Anerkennung gefunden hat.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

BEATE BESSER

Landeskirchenmusikdirektorin der Ev.-Lutherischen Kirche in Oldenburg

beate.besser@ev-kirche-oldenburg.de

DR. ALEXANDRA DIERKS

Hochschulpastorin Evangelische Studenten- und Studentinnengemeinde Hannover

alexandra.dierks@evlka.de

KLAUS EULENBERGER

Pastor i. R. (bis 2010 Regionalmentor am Predigerseminar der Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland in Ratzeburg)

k.eulenberger@bnew.de

DR. STEPHAN GOLDSCHMIDT

Referent für Gottesdienst und Kirchenmusik der EKD und Geschäftsführer der Liturgischen Konferenz

stephan.goldschmidt@ekd.de

KIRSTI GREIER

Theologische Referentin des Gesamtverbandes für Kindergottesdienst in der EKD e.V., Comenius-Institut, Münster

Greier@comenius.de

DR. MARTIN KESSLER

Privatdozent an der Universität Bonn

mkessler@uni-bonn.de

DR. MARTIN-CHRISTIAN MAUTNER

Dozent an der Hochschule für Kirchenmusik, am Predigerseminar der Evang. Landeskirche in Baden und an der Theol. Fakultät der Universität Heidelberg

mn-mautner@t-online.de

GUDRUN MAWICK

Dozentin am Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der EKvW, Fachbereich Gottesdienst und Kirchenmusik

Gudrun.Mawick@institut-afw.de

DR. MICHAEL MEYER-BLANCK

Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Universität Bonn

meyer-blanck@uni-bonn.de

KERSTIN OFFERMANN

Pfarrerin und Referentin der AMD Berlin für bibelmissionarische Impulse

kerstin.offermann@diakonie.de

KERSTIN OTHMER-HAAKE

Beauftragte für Kindergottesdienst in der Ev. Kirche von Westfalen, Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der EKvW, Schwerte

Kerstin.Othmer-Haake@institut-afw.de

KATHRIN OXEN

Leiterin des Zentrums für Evangelische Predigtkultur in Wittenberg

kathrin.oxen@wittenberg.ekd.de

DR. CHRISTIAN PLATE

Pfarrer der EKvW

Christian.Plate@Ev-Kirchenkreis-Muenster.de

DR. ANDREAS POSCHMANN

Mitarbeiter des Deutschen Liturgischen Instituts in Trier

poschmann@liturgie.de

STEPHAN A. REINKE

Kantor und Musikwissenschaftler

stephan.reinke@ymail.com

BERND WILDERMUTH

Landesjugendpfarrer im Evangelischen Landesjugendpfarramt Württemberg

bernd.wildermuth@elk-wue.de